<36601351100017

<36601351100017

Bayer. Staatsbibliothek

R

AVENTIN.

Biographien denkwürdiger Männer aus Bayern bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Nebst den merkwürdigsten Ereignissen aus der Geschichte Bayerns durch alle Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung

von

Wolfgang Maurer,
königlichem Elementarlehrer.

R

Paßau und Regensburg.
Bei Friedrich Pustet.
1828.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ein einziger Tag eines erfahrnen Mannes enthält mehr, als das ganze Leben eines Thoren.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Es wird Niemanden befremden, wenn man das Andenken berühmter Männer, die sich durch würdige Thaten in unserm Vaterlande ausgezeichnet haben, in öffentlichen Denkmälern der Nachwelt aufbewahrt; denn jeder wird einsehen, daß ihr Andenken einer fortdauernden Werthschätzung würdig ist, damit die Nachkommen es noch erfahren, was ihre Vorfahren Lobenswürdiges und Großes gethan haben. Es gibt auch kein mächtigeres Mittel, den im Innern des Menschen schlummernden Trieb der Nachahmung aufzuwecken, als die öffentliche Achtung, welche man der Tugend und dem Verdienste erweiset. In dieser Absicht erscheint hier die zweite Abtheilung meiner historischen Un-

terhaltungen, enthaltend: „Züge aus dem Leben denkwürdiger Bayer, bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts."

So wenig das Feld der Geschichte berühmter Bayer bei dem Mangel historischer Notizen auch bearbeitet ist, so wage ich es doch, eine kleine Schilderung einiger derselben der vaterländischen Jugend, für welche eigentlich meine Arbeit bestimmt ist, hiemit zu überliefern.

Es soll der junge Leser mehrere verdienstvolle Männer (auch von geringer Herkunft) angeführt finden, die sich durch Fleiß und Talente zu ansehnlichen Ehrenposten emporgeschwungen haben. Viele davon hatten in ihrer Jugend mit unzähligen Bedürfnissen zu kämpfen, wodurch ihr Nachdenken geschärft, und die Noth ihnen gleichsam zur Tugend geworden ist. Aus ihrer Mitte giengen die nützlichsten Glieder des Staates hervor.

Möchte der Jüngling, der jetzt mit mancher Beschwerde seine wissenschaftliche Bahn

antritt, seinen Blick auf den Kampf mehrerer hier beschriebenen Männer heften, selbe sich zum Vorbilde wählen, und die Tugenden derselben nach Kräften nachzuahmen streben.

Verschieden ist zwar die Bahn, auf der wir dem Vaterlande nützlich werden können. Glänzend und erhaben ist der Beruf, demselben als Krieger sich zu widmen, nicht minder schön auch der, dem Staate durch Rath und That zu dienen; doch eben so ehrenvoll ist es auch, dem Unterrichte der Jugend sich zu weihen. Jeder kann bei seiner Pflichterfüllung in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise dem Lande nützen, das ihn erzeugte, dessen Produkte ihn erhalten, und dessen Ahnen ihm zum Vorbilde dienen können.

Jeder eifere daher, als ein würdiger Sprosse auf seiner Wirkungsbahn nützlich zu werden, jeder kann auch groß in seinem Berufe seyn, wenn ihn auch kein Auge sehen, und keine Feder rühmen soll.

Möchte dieser kleine Versuch bei der va-

terländischen Jugend so viel vermögen, daß manche mit glücklichen Talenten begabte Jünglinge durch das Beispiel verdienstvoller Männer (die in unserm Vaterlande gelebt und gewirkt haben), zur edlen Nacheiferung belebt würden.

In wie ferne mir mein Bemühen gelungen, und ob ich diese Arbeit nicht ganz vergeblich unternahm, soll der Beifall oder Tadel sachverständiger Männer mich belehren.

Paßau im September 1825.

W. M.

Inhalt.

I. Biographien merkwürdiger Bayer.

Seite

Willeram, Abt des Klosters Ebersberg . . . 3
Paul von Bernried 4
Gerhoh und Arno, Pröbste des Klosters Reichersberg 5
Albert, der große Gelehrte im dreizehnten Jahrhundert 6
Seyfried Schweppermann 8
Priester Andreas von Regensburg . . . 11
Veit Arnpeckh 14
Georg Peuerbach 15
Johann Ebran von Wildenberg . . . 16
Angelus Rumpler 17
Willibald Pirkheimer 18
Aventin oder Johann Thurmair . . . 19
Doktor Johann von Eck und Bernhard von Eck . 24
Konrad Peutinger 25
Peter Kanisius 26
Leonhard Fuchs 28
Wigeleus Hund 30
Philipp Apian 31
Michael Wohlgemuth 32
Albrecht Dürer 33
Bartholomäus Beheim 35
Matthäus Lang, Erzbischof in Salzburg . . 36

Seite

Christoph Schwarz	42
Orlandus Lassus	43
Friedrich Staphilus	44
Johann Simon Reifenstuhl	48
Johann von Tilly	49
Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim .	55
Johann Adlzreiter	62
Johann Mändl	65
Andreas Wolf	69
Asam Kosmas	70
Georg Sebastian Plinganser	71
Johann Kupetzky	74
Johann Heinrich von Falkenstein . . .	79
Joseph Kaspar Thürrigl	80
Johann Michael Poppel	84
Johann Freyherr von Ickstädt . . .	88
Johann Michael Gschray	93
Andreas Felix von Oefele	98
Johann Franz Seraph von Kohlenbrenner .	103
Ferdinand Sterzinger	107
Johann Georg von Lori	110
Franz Andreas von Schega	113
Caspar Steigenberger	114
Anton von Wolter	116
Georg Dominikus von Limbrun . . .	118
Johann Joseph Prugger	120
Peter Paul Finauer	121
Johann Eucharius Freiherr von Obermaier .	122
Theodor Sedelmaier	125
Frobinius Forster	127
Alois Freiherr von Kreitmaier . . .	130
Georg Christian Crollius	131
Franz Xaver Hueter	133
Hermann Scholliner	140
Heinrich Braun	142
Nikolaus Luckner	148
Andreas Zaupser	154
Benedikt Stattler	156
Ludwig Fronhofer	158

	Seite
Skizze aus dem Leben des Titl. Herrn Grafen Sigmund von Heimhausen . . .	161
Sebastian Mutschelle	166

II. Merkwürdige Ereignisse aus der Geschichte unsers Vaterlandes durch alle Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung.

Erstes Jahrhundert	173
Zweites Jahrhundert	174
Drittes Jahrhundert	175
Viertes Jahrhundert	176
Fünftes Jahrhundert	177
Sechstes Jahrhundert	178
Siebentes Jahrhundert	179
Achtes Jahrhundert	181
Neuntes Jahrhundert	184
Zehntes Jahrhundert	186
Eilftes Jahrhundert	188
Zwölftes Jahrhundert	191
Dreizehntes Jahrhundert	193
Vierzehntes Jahrhundert	194
Fünfzehntes Jahrhundert	196
Sechzehntes Jahrhundert	198
Siebenzehntes Jahrhundert	200
Achtzehntes Jahrhundert	203
Neunzehntes Jahrhundert	205

III. Anekdoten aus der bayerischen Geschichte.

Beschämte Putzsucht	211
Bischof Michael von Regensburg . . .	211
Frauen-Treue	214
Der größte Schatz des Fürsten . . .	212
Graf Babo von Abensberg	213
Frauenlist	215
Beispiel von bayerischer Tapferkeit . . .	217

Seite

Ein Beispiel von Treue und Ergebenheit . 217
Graf Eckbert zu Neuburg und Fornbach am Inn 218
Auch am Feinde ist die Tugend schätzenswerth . 219
Pfalzgraf Otto VIII. von Wittelsbach . . 220
Konradin, der Enkel Otto des Erlauchten, Prinz von Hohenstaufen 225
Kaiser Ludwig stiftet das Kloster Etal . . 237
Teutsche Treue 228
Wilhelm Occam 229
Ein Brief Wilhelm V. 230
Pappenheims glückliche Errettung . . . 231
List einer Churfürstin von Bayern . . . 231
Beispiel einer edlen Denkungsart . . . 232
Friedrich V., Churfürst von der Pfalz . . 233
Peter Anton Graf von Arko 237
Antwort eines Bayers 238
Kluge Antwort 239

I.

Biographien merkwürdiger Bayern.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Willeram, Abt des Klosters Ebersberg.

✝ 1088.

Außer den wichtigen Männern, die sich in Bayern als Beherrscher des Volks berühmt machten, verdienen auch andere, die sich durch ihre Talente und Wissenschaften auszeichneten, die Aufmerksamkeit der vaterländischen gebildeten Jugend. Schon im zehnten Jahrhundert nennt uns die Geschichte einen Mann, der sich in Bayern durch Kenntnisse und Schriften besonders hervorthat. Willeram war sein Name. Er zeichnete sich durch seine Gelehrsamkeit vor allen Uebrigen seiner Zeitgenossen besonders aus. Als Schüler des berühmten Lankankus widmete er sich von früher Jugend an mit allem Fleiß den Wissenschaften. Er reiste nach Paris, wo damals die gelehrtesten Männer versammelt waren, und nachdem er dort seine Studien vollendet hatte, begab er sich in das Benediktiner-Kloster nach Fulda und wurde ein Mönch. Kaiser Heinrich III. brachte ihn nach Bayern, und setzte ihn zum Abt des Benediktiner-Klosters Ebersberg ein. Er stand dem Kloster 37 Jahre mit vielem Ruhme vor, und starb den 8. Jäner 1088.

Von seinen Schriften kamen mehrere auf unsere Zeiten. Man eignet ihm nebst vielen andern Werken auch die Chronik von Ebersberg zu. Mehrere seiner geschriebenen Bücher widmete er dem Kaiser Heinrich IV., von dem er besonders hochgeschätzt wurde. Man hält dafür, daß er sich, entfernt von seinem Kloster, längere Zeit am Hofe desselben aufgehalten habe. Gewiß ist es aber, daß dieser berühmte bayerische Abt ein großer Liebhaber der Wissenschaften war, welches noch aus alten Urkunden erhellet. Außer den von ihm bekannten Werken mögen noch viele andere seyn, welche von ihm verfertigt wurden, aber nicht mehr auf uns gekommen sind.

Paul von Bernried.

† um das Jahr 1130.

In den Zeiten, als noch die Zellen der Mönche Wissenschaften und Künste verwahrten, lebte zu Bernried, einem kleinen Kloster am Starnberger-See, bewohnt von regulirten Chorherrn, ein frommer, fleißiger Mönch, der sich durch seine Gelehrsamkeit vor vielen seiner Zeitgenossen auszeichnete. Er ist der Nachwelt unter dem Namen Paul von Bernried bekannt. Von der Zeit seiner Geburt, so wie von seinem frühern Aufenthalte schweigt die Geschichte. Nur so viel ist bekannt, daß er anfängich Chorherr zu Regensburg war, und als er sich

dem Kaiser Heinrich IV. widersetzte, seine Stelle verlor, dann in die Gegend von Bernried kam und daselbst in den Orden der Chorherrn nach der Regel des heiligen Augustinus trat. Er war schon Priester, als er eine Reise nach Rom vornahm, und sich daselbst längere Zeit aufhielt, um die Bestättigung seines Klosters zu erhalten. Auf seiner Reise sammelte er viele schöne Merkwürdigkeiten, die ihm sehr dienlich waren zur Verfertigung der Lebens-Beschreibungen mehrerer verdienstvoller Personen. Man hat auch von ihm unter vielem Andern das Leben der heiligen Herluca. Sein Bemühen im Felde der Gelehrsamkeit ward nicht verkannt, und sein Name wie sein Verdienst blieb der Nachwelt zum Andenken aufbewahrt.

Gerhoh und Arno, Pröbste des Klosters Reichersberg. † 1169.

Gerhoh (auch Geroch) war ein berühmter Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, und leistete der Kirche und dem Vaterlande durch seine Schriften wichtige Dienste. Er war zu Polling 1093 geboren. Anfangs lag er zu Freysing, dann zu Hildesheim den Wissenschaften ob, wurde von da nach Augsburg berufen und der dortigen Schule vorgesetzt. Seine Gelehrsamkeit brachte ihn bei Jedermann in Hochachtung. Der Bischof Hermann von Augsburg

forderte ihn auf, gegen den Pabst zu schreiben; allein Gerhoh ließ sich hiezu nicht bewegen. Er verließ Augsburg und begab sich in das Kloster der regulirten Chorherrn zu Raitenbuch. Auch hier erwarb er sich allgemeine Achtung, und wurde vom Bischofe zu Salzburg zum Probste des Klosters Reichersberg ernannt. Sieben und dreißig Jahre stand er dieser Würde vor, und sammelte sich durch seine Verdienste im Felde der Gelehrsamkeit unsterblichen Ruhm. Ihm folgte hierin sein Bruder Arno, der nach seinem Hinscheiden zum Probste erwählt wurde. Früh hatte er, gleich seinem Bruder, eine ausnehmende Liebe zu den Wissenschaften, und um der Gottesfurcht und der Frömmigkeit ungestört obzuliegen, trat er in das Kloster. Seinem Berufe treu, erfüllte er alle Pflichten eines würdigen Priesters mit dem erbaulichsten Eifer. Sein Streben nach immer höherer Vollkommenheit, so wie auch seine Frömmigkeit erwarben ihm die Hochachtung aller seiner Conventualen. Aus seiner Feder floß ein Werk von großer Wichtigkeit, das zu seinen Zeiten Bewunderung erregte und noch mit Vergnügen gelesen wird. Er starb im Jahre 1175.

Albert, der große Gelehrte im dreizehnten Jahrhundert. † 1280.

Obwohl die Wissenschaften im dreizehnten Jahrhunderte in einem sehr schlechten Zustande waren,

so leuchteten doch manchmal einzelne Männer, gleich einem Phänomen, mitten aus der Finsterniß hervor.

So eine seltene Erscheinung war Albert, den man nur den Großen, oder wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, den teutschen Aristoteles nannte.

Er war von Geburt ein Bayer. Nur sparsam schien ihm das Talent zugetheilt zu seyn. Was andere gleichsam im Fluge ergriffen, faßte er mit seinem harten Kopfe nur schwer. In den höhern Wissenschaften schritt er zu Padua nur langsam, doch immer fester voran. Mit Beharrlichkeit setzte er seine Studien fort, und brachte es bald zur Vollkommenheit. Er trat in den Orden der Prediger des heiligen Dominikus, und zeichnete sich da vorzüglich aus. Nicht nur die sieben freien Künste, die man damals so hoch schätzte, sondern sonst alle Wissenschaften und die vorzüglichsten Sprachen hatte dieser wunderbare Geist inne. Besonders aber stellte er aus der Naturlehre für jene Zeit so auffallende und übernatürlich scheinende Versuche an, daß er für einen Schwarzkünstler gehalten und vielleicht zum Scheiterhaufen verdammt worden wäre, wenn nicht seine geistliche Würde und sein frommer Lebenswandel für ihn gesprochen hätten.

Der Ruf seiner Tugenden und seiner Weisheit hatte sich allenthalben verbreitet. Das Domkapitel zu Regensburg berief ihn auf den bischöfl. Stuhl.

Albert weigerte sich demuthsvoll und wollte diese Erhebung nicht annehmen. Jedoch Pabst Urban beståttigte ihn in der Wahl und er mußte gehorchen. Nach Urbans Tod resignirte er; denn die Ruhe seines abgesonderten Lebens und sein voriger Beruf bewogen ihn, zu seiner vorigen Lebensweise zurückzukehren. Zu Kôln setzte er seinen Unterricht ohne das geringste Kennzeichen seiner ehemaligen fürstlichen Würde fort.

Unter solchen Verånderungen und im Unterrichte verflossen seine Lebensjahre, und da sein Alter heranrückte, bereitete er sich durch gottesdienstliche Handlungen zu seinem nahen Tode vor, unterwarf alle seine Schriften der Verbesserung der Kirche, belehrte die, welche ihn umgaben, mit Werken mehr als mit Worten, und entschlief sanft und selig im Jahre 1280.

Nach seinem Hinscheiden zog sich wieder dunkle Finsterniß über das Wissen im Reiche der Natur, denn ein Stern der ersten Grôße war untergegangen.

Seyfried Schweppermann. † um 1340.

Der berühmte bayerische Feldherr Seyfried Schweppermann erwarb sich durch seine geschickte Anführung des bayerischen Heeres in der Schlacht bei Mühldorf unsterblichen Ruhm. Er war aus Nürnberg gebürtig und dem Aeußerlichen nach sehr unansehnlich, klein und schwach vom Kôrper,

so daß die Soldaten, ehe sie überzeugt wurden, welcher Geist in diesem Körper verborgen sey, über seine Person sich oft lustig machten und seiner spotteten. Schweppermann ertrug dieß geduldig, weil er wohl voraussah, wie weit anders man von ihm denken würde, wenn er sich einmal bei einer schicklichen Gelegenheit zeigen könnte. Eine solche bot sich auch bald an, und die Achtung, welche man ihm dann bezeigte, war aufrichtig und allgemein.

Schweppermann besaß einen außerordentlichen Scharfsinn, einen großen Plan zu entwerfen, und eine wunderbare Entschlossenheit, seine Entwürfe auszuführen. In seinen Urtheilen und in seinem Betragen unterschied er sich merklich von allen, die ihn umgaben. Man sah ihn heiter und ruhig, wenn andere zaghaft wurden, und sah ihn im Gegentheile voll Kummer, wenn andere aus Mangel an Einsicht voll Zuversicht waren.

Einen Tag vor der Schlacht, welche bei Mühldorf den 28. September 1322 vorfiel, ritt der Kaiser Ludwig aus, um die Stellung und Ordnung der Oesterreicher zu betrachten. Sämmtliche Feldhauptleute, worunter auch Schweppermann war, begleiteten den Kaiser. Da nun jeder seine Meynung sagte, so hielten es die übrigen für eine Kleinigkeit, den Feind zu überwinden, und sie wünschten dem Kaiser Glück und Sieg.

Der einzige Schweppermann schwieg, und gerieth, je länger er die Eintheilung des österreichischen

Heeres betrachtete, immer mehr in Verlegenheit. Er verzagte nicht, aber er achtete und ehrte den Feind. Mit vorsichtigem Kummer ritt jetzt Ludwig an seiner Seite nach dem Lager zurück und vernahm seinen wohlmeinenden Rath.

Schweppermann versicherte den Kaiser, daß die Anordnungen seines Gegners Friedrich so beschaffen wären, daß der Sieg über ihn außerordentlich rühmlich seyn würde.

Auf Befehl des Kaisers übernahm hierauf Schweppermann die Anordnung des bayerischen Heeres. Er theilte das ganze Heer in drei Haufen, und ließ den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit einigen hundert Reitern im Hinterhalte, welche nur auf sein gegebenes Zeichen herbei eilen sollten. So geordnet erwartete er den Angriff des Feindes. Mit Ungestüm begann das Treffen. Schon war einige Stunden gefochten, und die Böhmen, welche auf bayerischer Seite waren, wurden bereits von der Menge der ungarischen Schützen in Unordnung gebracht, als Schweppermann das bayerische Heer eine sehr vortheilhafte Wendung machen ließ, wobei der Feind die Sonne, den Staub und Wind in's Gesicht bekam. Lange war hartnäckig gekämpft und der Sieg unentschieden, als plötzlich die Reiter aus dem Hinterhalte auf Schweppermanns Wink hervorbrachen, auf Friedrichs Heer einhieben, und der Sache einen entscheidenden Ausschlag gaben. Der Sieg war erfochten, das Hauptpanier erobert, die

Herzoge von Oesterreich und einige Hundert Ritter mußten sich ergeben. Die Freude war allgemein. — Der bescheidne, aber wahrhaft und herzlich gute Zug von Achtung, welchen der Kaiser Ludwig an diesem denkwürdigen Tage nach der Schlacht seinem tapfern Anführer Schweppermann bewies, ist bekannt. Als nämlich selben Abend die Feldherrn bei dem Kaiser die Abendmahlzeit einnahmen, war Mangel an Eyern. Man meldete dieß dem Kaiser, der sich die Eyer bringen, und indem er sie austheilen ließ, die merkwürdigen Worte sagte: „Gebt jedem Mann ein Ey, dem tapfern Schweppermann zwei." Noch zu unsern Zeiten liest man die nämlichen Worte auf dem Grabe des Helden zu Kassel.

Hier liegt begraben Seyfried Schweppermann
Alles Thuns und Wandelns an:
Ein Ritter keck und vest,
Der im Streitt thät das best,
Er ist nun todt,
Dem Gott genad
„Jedem ein Ey,
„Dem frommen Schweppermann zwey."

Priester Andreas von Regensburg.
† um das Jahr 1435.

Dieser Mann ist im Felde der Gelehrsamkeit hinreichend bekannt. Billig verdient er noch von der späten Nachwelt genannt zu werden, da das Be-

mühen dieses Mannes um die Geschichte des Vaterlandes unverkennbar ist.

Vom Geburtsorte, Elternstande und der Jugendgeschichte desselben kam nichts Gewisses auf unsere Zeiten, wiewohl er dem Vaterlande durch seine historischen Schriften großen Nutzen verschaffte, indem er zuerst eine Chronik von Bayern schrieb, woraus viele seiner Nachkommen schöpften.

Er lebte im vierzehnten Jahrhunderte, und war, nach einer nicht ungegründeten Muthmaßung, in Bayern geboren. Zu Straubing, dem damaligen Sitze der Herzoge von Niederbayern, besuchte er, nach eigener Aussage, die Schulen. Nachdem er daselbst die untern Klassen durchstudiert hatte, widmete er sich den höhern Studien. Um mit ungestörter Ruhe in den Wissenschaften fortschreiten zu können, wählte er ein einsames Leben und begab sich als Chorherr in das Stift St. Mang am bayerischen Hofe bei Regensburg, wo er freundliche Aufnahme fand, sein Gelübde ablegte, und i. J. 1405 zum Priester geweiht wurde. Hier verlegte er sich nun, frei von aller Sorge, mit allem Eifer auf das Studium der Geschichte. Er sammelte alle Denkmäler und Urkunden älterer Zeit und stellte sie in ein gefälliges Ganzes.

Herzog Ludwig der Gebartete von Ingolstadt, der selbst ein Freund der Gelehrsamkeit und besonders der vaterländischen Geschichte war, hörte, daß dieser ungemein eifrige Priester von Regensburg

Alterthumskunde sammle. Er wünschte, ihn nahe kennen zu lernen, ertheilte ihn den Auftrag, eine Chronik von Bayern zu schreiben, und unterstützte ihn mit allen nöthigen Hilfsquellen. Er nahm ihn mit aller Achtung auf und ergötzte sich oft mit ihm über die Thaten der Vorzeit. Ludwig ersuchte ihn auch, einen Stammbaum seines Geschlechts zu entwerfen, und lohnte ihn für seine Bemühungen fürstlich.

Hiedurch noch mehr aufgemuntert, arbeitete er mit allem Fleiße an seinen historischen Werken. Zahlreich sind die Schriften, die aus seiner Hand floßen, und hinreichend ist der Nutzen bekannt, den dieselben dem Vaterlande verschafften.

Im Jahre 1431 kam er in Angelegenheiten seines Klosters nach Straubing. Hier traf ihn Herzog Ernst, der Vater Albrecht des Frommen, dem seine Gelehrsamkeit nicht fremd war. In Gegenwart mehrerer Ritter und anderer vornehmen Personen gab der Herzog dem emsigen Geschichtsforscher die rührendsten Beweise seiner innigsten Hochachtung. Er empfing ihn freundlich, umfaßte ihn mit seinen Armen und fragte: Welchen Gegenstand der Geschichte er künftig ausarbeiten wolle. Mit Auszeichnung ließ er ihn bewirthen und billigte um seinetwillen gerne ein Gesuch seines Klosters. Noch mehrere solche Ehrenbezeugungen fürstlicher Personen begegneten dem fleißigen Forscher, der bemüht war, die Thaten der Vorzeit der Nachwelt aufzuzeichnen.

Selbst der Kaiser Sigmund gab ihm Beweise seiner Gewogenheit und Gnade. Von seiner übrigen Lebensweise, so wie von seinem Hinscheiden ist nichts auf uns gekommen. Vermuthlich schied er um das Jahr 1435, in welchem seine letzten Schriften erschienen.

Veith Arnpeckh.

Von gelehrten Männern, geistlichen und weltlichen Standes, besaß Bayern viele, deren Namen des Andenkens würdig sind. Hiezu gehört auch Veith Arnpeckh, Priester und Kaplan in seiner Vaterstadt Landshut, ein frommer und fleißiger Sammler der Geschichte.

Von seinen Zeitbüchern, sowohl von Bayern als Oesterreich, sind noch Manuskripte vorhanden; ob sie gleich über das Alterthum etwas mährchenhaft klingen, so sind sie doch in den zeitgenossischen Dingen zuverläßig und der Wahrheit getreu geschrieben; sie sind schmucklos nach der Ordnung der Jahrbücher in lateinischer Sprache verfaßt.

Arnpeckh lebte im fünfzehnten Jahrhunderte, zur Zeit, als Herzog Georg der Reiche in Landshut und Albert der Weise in München regierte. Er erwarb sich durch seine historischen Kenntnisse die Gunst der regierenden Herzoge in hohem Grade, und schrieb mit allem Eifer nicht nur die Geschichte seiner Zeit, sondern auch eine ältere Chronik von

Bayern. Mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen und Wissenschaften verband er noch einen frommen Wandel und war dadurch das Muster für alle, die ihn zunächst umgaben. Nie suchte er zu glänzen, sondern nur in stiller Thätigkeit zu nützen. So floß sein Leben ungetrübt dahin. Sein Name blieb auch der Nachwelt noch werth.

Georg Peuerbach. † 1462.

Dieser berühmte Gelehrte, der den großen Mathematikern den Weg zum weitern Forschen in der Natur gebahnt hatte, erblickte das Tageslicht in Bayern an der österreichischen Gränze im Jahre 1423.

Er verlegte sich aus innerm Antriebe auf die mathematischen Wissenschaften, worin er es bei einem außerordentlichen Scharfsinn durch einen eisernen Fleiß schon in seiner Jugend so weit brachte, daß er mit einer unbeschreiblichen Erwartung als Professor der Mathematik nach Wien berufen, und von den Deutschen sowohl, als von den Ausländern gleich bewundert wurde.

Er baute das Studium der Astronomie gleichsam vom Grunde auf; er bestimmte die Kunst, Sonnen- und Mondesfinsternisse genau vorher zu sagen.

Er unterrichtete gründlich und einleuchtend. Die vornehmsten Männer eiferten in die Wette, ihn an sich zu ziehen, und ihm ihre Achtung zu bezeigen.

Kardinal Bessarion, der als päbstlicher Legat nach Wien gekommen war, wollte ihn zu einer Reise nach Rom bereden. Wirklich entschloß er sich auch, dahin zu reisen; und als er eben seine Reise dahin antreten wollte, starb er den 8. April im 39. Jahre seines Alters.

Er hinterließ mehrere Schüler, die durch seine Anleitung in der Folge, nicht minder als er selbst, berühmt wurden.

Johann Ebran von Wildenberg. † 1496.

Johann Ebran von Wildenberg war einer der ansehnlichsten Ritter in Bayern. Sein Geschlecht war eines der ältesten. Aus sechs Brüdern war er der erstgeborne. Er war eine äußerst seltene Erscheinung unter den damaligen Adelichen, da er sich, nebst den Uebungen in den Waffen, auch den Wissenschaften widmete. Drei Jahre nach dem Tode seines Vaters, den er frühzeitig verlor, erhielt er als der Aelteste von der Familie die Güter desselben. Ebran erbte nebst dem Vermögen auch noch die Tugenden seiner Vorfahren, und vorzüglich den Eifer für den Nutzen und die Ehre seines Vaterlandes. Er folgte der Bahn seiner Ahnen, und that sich auf gleiche Weise hervor. Seine Tugenden und sein Ernst brachten ihn bei seinem Landesfürsten, dem Herzog Georg von Landshut, in große Hochachtung, indem ihn derselbe nicht nur zu seinen Schloßhaupt-

mann in Burghausen, (welche Stelle damals nicht unbedeutend war), sondern auch zu seinem Testaments-Exekutor ernannte.

Wildenberg war verheirathet, zeugte aber in seiner Ehe keine Kinder. Man hat keine weitern Nachrichten von ihm, als daß er nach der damaligen Gewohnheit in Gesellschaft mehrerer Ritter eine Reise nach Palästina unternahm, und von da wieder glücklich zurückkehrte. Was aber hauptsächlich seinen Namen im Andenken erhält, ist seine deutsche Chronik.

Angelus Rumpler. † 1513.

Dieser vortreffliche Mann war von geringer Herkunft, erwarb sich aber durch seine vielen vortrefflichen Schriften einen solchen Ruhm, der weit über denjenigen erhaben ist, den uns der Glanz einer erlauchten Geburt gibt. In seiner Jugend erhielt er eine seinem Stande angemessene Erziehung. Nachdem er seine Studien in Wien vollendet hatte, ging er wieder in sein Vaterland zurück, und trat zu Farnbach in den Orden des heil. Benedikts. Eine inbrünstige Andacht und eine genaue Sorge, die Pflichten seines Standes zu erfüllen, zeichneten ihn minder aus, als die nützliche Anwendung seiner Zeit. Bei so manchfaltigen Geschäften benützte er jeden Augenblick zur Ausarbeitung seiner vortrefflichen Werke, die ihm unter den berühmtesten

Schriftstellern einen ansehnlichen Rang erwarben. Ueber vierzig Schriften flossen aus seiner Hand. Manche davon erregen Andacht, manche sind historischen Inhalts, und enthalten unverfälschte Wahrheit. Im Jahre 1501 ward er zum Abte des Klosters Farnbach erwählt, und seine Gelehrsamkeit setzte er auch bei dieser Würde mit eben dem Eifer fort, wie er stets bemüht war, sein ganzes Leben der Religion und Tugend zu widmen. Dabei übte er auch eine große Demuth und Friedfertigkeit. Dem Kloster verschaffte er eine ansehnliche Bibliothek. Er starb den 6. März 1513.

Willibald Pirkheimer. † 1530.

Die Familie der Pirkheimer entsproß aus Nürnberg. Willibald wurde geboren zu Eichstädt 1470. Sein Vater war Rath des Herzog Albrecht des IV. in Bayern.

Da er als Jüngling Anlagen zum Studieren zeigte, so schickte ihn sein Vater, wie es damals Sitte war, nach Italien auf die hohe Schule zu Pisa, damit er unter der Anweisung der dortigen geschickten Lehrer die Rechtswissenschaft erlernen möchte. Er war ungemein bemüht, diese Wissenschaft gründlich zu lernen, und machte sich zugleich mit der griechischen Sprache und der klassischen Literatur so bekannt, daß er bald den Ruhm eines Gelehrten erhielt.

Im Jahre 1498 kam er nach Nürnberg zurück, und wurde anfangs Rathsherr daselbst. Einige Jahre darauf war er Anführer jener Truppen, welche die Stadt Nürnberg dem Kaiser Maximilian I. im Kriege wider die Schweizer zu Hilfe schickte. Er beschrieb auch diesen Schweizer-Krieg so wohl, daß er sich dadurch bei dem Kaiser in Gnaden setzte.

Nach dem Tode seines Vaters entzog er sich den öffentlichen Geschäften, und widmete sich ganz den Wissenschaften auf eine Art, durch welche er seinem Vaterlande nicht minder nützlich wurde. Er sammelte sich eine vortreffliche Bibliothek, schrieb und übersetzte mehrere Schriften, führte einen weitläufigen Briefwechsel mit den damaligen Gelehrten, und unterstützte sie, wo er konnte, mit Empfehlungen, mit Geld und mit der Feder, so daß ihn diese aus dankbarem Gefühle Deutschlands Merkur nannten.

Nach einigen Jahren ließ er sich wieder bewegen, ein öffentliches Amt anzunehmen; aber das Podagra zog ihn bald neuerdings in seine Einsamkeit zurück; er starb im Jahre 1530.

Aventin oder Johann Thurmair. † 1534.

Unter die merkwürdigsten Geschichts-Forscher zählt unser Vaterland den berühmten Johann Thurmair, von seinem Geburtsorte, der Stadt Abensberg in Bayern, Aventinus genannt. Er war von red-

lichen aber armen Eltern geboren, die ihm nichts als eine gute Erziehung zum Erbtheil hinterlassen konnten. Da er frühzeitig Talente zeigte, so ließen ihn seine Eltern zu Hause die Anfangsgründe der lateinischen Sprache erlernen, und schickten ihn dann nach Ingolstadt, um daselbst in den untern, und in der Folge auch in den höhern philosophischen Klassen sich den Wissenschaften zu widmen.

Von da reiste er auf die hohe Schule nach Paris, wo er die Vorlesungen der berühmtesten Männer damaliger Zeit hörte.

Da er sich frühzeitig ausgezeichnete Geschicklichkeit erworben hatte, so ward ihm daselbst bald die Magisterwürde ertheilt. Er ging dann nach Deutschland zurück, hielt sich einige Zeit in Wien auf, wo er gleichfalls sehr berühmte Männer traf. Er gab zu Wien Privatstunden in der Dicht- und Redekunst. Im Jahre 1504 begab er sich in sein Vaterland zurück, und kam nach Regensburg, wo er durch seine häufigen Anstrengungen im Studieren gefährlich krank wurde. Hier fand er einen seltenen Freund, der sich seiner annahm und ihn verpflegte.

Als er von seiner gefährlichen Krankheit ein wenig genaß, kehrte er in seine Vaterstadt Abensberg, um sich daselbst gänzlich zu erholen, zurück.

Im nächsten Jahre führte er den Sohn seines Wohlthäters, der sich seiner so thätig annahm, nach Wien. Von da reiste er bald darauf nach Cracau,

und trat daselbst als Lehrer der griechischen Sprache auf. Selbst lehrend lernte er noch unabläßig und studierte für sich die höhere Mathematik. Zwei Jahre darauf kam er als Professor der schönen Wissenschaften nach Ingolstadt, wo er durch Vorlesungen und Erklärung der Bücher des Cicero die Aufmerksamkeit Vieler auf sich zog. Endlich wurde er nach München berufen, um daselbst den beiden jungen Herzogen, Ludwig und Ernst (Söhne des Herzogs Albert des Weisen), als Hofmeister zu dienen, die er auf das sorgfältigste unterrichtete.

Er schrieb selbst zum Dienste dieser Prinzen eine lateinische Sprachlehre, die er in der Folge zu Augsburg im Drucke herausgab, und nach welcher noch nach seinem Tode viele Menschenalter hindurch gelehrt wurde. Einige Jahre hernach, und zwar 1515, führte er den Prinzen Ernst nach Italien, wo er Gelegenheit hatte, mit den damaligen großen Gelehrten bekannt zu werden.

Nach seiner Zurückkunft, als seine herzoglichen Zöglinge, der eine, Ludwig, zum Mitregenten, der andere, Ernst, zum Erzbischof von Salzburg ernannt waren, widmete er sich der stillen Thätigkeit. Er sah es mit Bedauern ein, daß es unserm Vaterlande noch an einer gründlichen geschichtlichen Darstellung mangle; er faßte daher den Entschluß, eine bayerische Geschichte zu schreiben. Der Herzog, dem dieses Vorhaben sehr wohl gefiel, öffnete ihm alle dienlichen Quellen, und schickte ihn sogar mit

Aufträgen in allen Klöstern herum, wo man ihm die Dokumente vorzeigen mußte; dieß geschah auch in den Archiven und Kanzeleien.

Aventin und sein Amtsgehilfe, Caspar Bruschius, durchzogen in dieser Absicht Ober- und Unterbayern. So trug er mühsam die bayerische Geschichte zusammen, von welcher er 1522 zu Nürnberg zuerst nur einen deutschen Auszug herausgab. Als dieser Auszug allgemeinen Beifall erhielt, verfertigte er mit Musse, meistens bei seinem Freunde in Regensburg, die Geschichte ausführlicher. Sein großer lebendiger Geist, sein Muth für Wahrheit und die Reinheit seiner Sprache werden noch bei der späten Nachwelt geachtet bleiben. Obwohl seine Chronik die Lieblingslektüre der bayerischen Nation war, so wurde sie doch zu den Zeiten der Reformation in unserm Vaterlande strenge verboten. — Nicht allein der damals regierende Herzog in Bayern schützte diesen verdienstvollen Gelehrten, sondern auch auswärtige Fürsten ehrten ihn, und bedienten sich in verschiedenen zweifelhaften Fällen seines Rathes; doch unterstützten sie ihn wenig. Sonst harmlos, gutmüthig und offen im Umgange, war Aventin schüchtern und still. Manchmal besuchte er, um sich auszuheitern, seine Schwester zu Abensberg, wo er einst, während er dort verweilte, unschuldiger Weise in Verhaft gesetzt wurde. Man hielt ihn in Verdacht wegen einer Ketzerei. Dieser ungegründete Verdacht, weßhalb er vieles dulden

mußte, kränkte ihn tief, und die Heiterkeit seines Gemüths nahm von nun an merklich ab. Um die verlorne Heiterkeit wieder zu finden, heirathete er seine Magd Barbara, eine Schwäbin. Mit dieser ließ er sich zu Regensburg nieder; allein seine Wahl fiel eben nicht sehr glücklich aus, denn das rohe Wesen seiner zanksüchtigen Gattin vergrößerte sein Unglück und Leiden. Daneben hatte er manchmal mit Dürftigkeit zu kämpfen, denn ein herzoglicher Trompeter empfing mehr Sold, als der Mann, welcher dem Vergessen unsterbliches Gedächtniß, und den Thaten aller Bayern unvergänglichen Ruhm gegeben hatte. Sein innigster Freund, Leonhard von Eck, unterstützte und überredete ihn, nach Ingolstadt zu ziehen, um daselbst seinen Sohn zu unterrichten. Der vertraute Umgang mit dem berühmten Mathematiker, Peter Apian, verschaffte ihm daselbst noch in den letzten Lebenstagen viele angenehme Stunden.

Er wollte seine Frau und 2 Kinder abholen, reiste daher nach Regensburg, erkrankte aber unterwegs und starb im Anfange des Jahres 1534.

Seine Asche ruht im Kloster St. Emeran, wo ihm ein Denkmal von Marmor nebst seinem Bildnisse und folgende Inschrift aufgerichtet wurde:

Johannes Aventinus, vir singulari eruditione ac pietate praeditus, patriae suae ornamento exteris admirationi fuit. Boiorum et Germaniae studiosissimus, rerum antiquarum indigator sagacis-

simus, verae religionis omnisque honesti amator, cui hoc monumentum ad post. m. p. 1534.

Doktor Johann Eck, † 1543; und Bernhard von Eck.

Johann Eck, dessen Name eigentlich Maier, war geboren zu Eck, einem Dorfe in Algau.

Nachdem er seine Studien zu Tübingen, Heidelberg und Freiburg vollendet, und in den theologischen Wissenschaften einen ausnehmenden Ruhm sich erworben hatte, wurde er schon in seinem 24. Jahre vom bayerischen Hofe nach Ingolstadt zur theologischen Kanzel berufen. Bald darauf erhielt er die Würde eines Domherrn zu Eichstädt. Er besuchte noch auswärtige hohe Schulen, um seine Kenntnisse zu erweitern, und schrieb mehrere berühmte Werke. Im J. 1519 machte er eine Reise nach Leipzig, um mit Luther über Glaubenssachen zu streiten, worüber ihm die Universität ein sehr rühmliches Zeugniß ausstellte. Darauf reiste er nach Rom, und brachte eine Verdammungsbulle der lutherischen Lehre mit, welche Luther zu Wittenberg verbrannte.

Er blieb von nun an Luthers thätigster Widersacher. Mit Eifer stritt er allenthalben seine Lehre an. Er versah zu Ingolstadt viermal das Rektorat, und starb daselbst im Jahre 1543.

Von diesem unterscheidet sich Leonhard von

Eck, der Sohn eines bayerischen Landrichters zu Kellheim, der ebenfalls ein gründlicher Gelehrter war.

Bei den damals ausgebrochenen Religionsunruhen legte Leonhard von Eck auch dem kaiserlichen Hofe viele Beweise von seiner seltenen Sachkenntniß, seinem entschlossenen Scharfsinne und seiner bewährten Klugheit ab.

Unter ihm blühte in Bayern noch ein goldenes Zeitalter des literärischen Geschmacks.

Er war ein höchst eifriger Katholik, ein geschworner Feind jeder Kirchenerneuerung. Ohne ihm schien dem Herzog das Leben öde. —

Er starb in München, und wurde bei den Franziskanern begraben. Sein Denkmahl am Grabe, eine schöne Copie vom jüngsten Gericht von Rubens befindet sich gegenwärtig in der lieben Frauen Stiftskirche zu München.

Konrad Peutinger. † 1747.

Konrad war aus dem berühmten Geschlechte der Adelichen von Peutingau, welche sich von Bayern nach Augsburg begaben.

Er war geboren zu Augsburg 1465 den 16ten Oktober. In seiner Jugend studierte er nach damaliger Gewohnheit in Italien, und zwar zu Padua und Rom, in welch letzterem Orte er den Unterricht eines sehr geschickten Lehrers hörte, dem er

seinen Geschmack in der Geschichte und Beredsamkeit zu verdanken hatte.

Nach vollendeten Studien kam er als Doktor der Rechte wieder nach Augsburg zurück, wo er bald das ansehnliche Amt eines Stadtschreibers erhielt.

In der Folge war er Stadtrath, und wurde zugleich von den damaligen Kaisern Max I. und Karl V. auf den Reichstagen als kaiserlicher Rath gebraucht.

Er war ein vorzüglicher Beförderer der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts, sammelte mit Eifer die römischen Alterthümer, hatte ein prächtiges Münzkabinet, und bekam eine schöne Sammlung von Büchern und Manuscripten.

Er selbst schrieb auch Werke, die rühmlichst bekannt sind. Der bayerische Geschichtschreiber Aventin erwähnt seiner oft mit Ruhm und Achtung.

Konrad Peutinger war der Reformation eifrig zugethan, und starb in einem Alter von 82 Jahren mit dem verdienten Ruhm eines Gelehrten.

Peter Kanisius. † 1548.

Zu den Zeiten der Reformation wurde der Orden der Jesuiten in Bayern vorzüglich deßwegen eingeführt, um die Religion der Väter aufrecht zu erhalten, und sowohl den Volksunterricht, als auch die öffentliche Erziehung der Jugend zu betreiben.

Dieser Orden zog die ausgesuchtesten Männer an sich, die auch den Absichten der Regierung entsprachen.

Die Schulgebäude und Kirchen, die für diesen Orden gebaut wurden, zeugen noch gegenwärtig von der Erhabenheit, Größe und Pracht, die man auf die Gottesverehrung und den öffentlichen Unterricht verwendete.

Unter den ersten Ordensgliedern, die nach Bayern kamen, zeichneten sich besonders Peter Kanisius aus. Er war zu Nimwegen in Holland 1520 geboren, that sich schon in seinen Studien besonders hervor, war in den alten Sprachen wohl bewandert, und trat in den Jesuiten-Orden.

Im Jahre 1548 wurde er von Rom nach Bayern gesandt, erhielt zu Ingolstadt eine theologische Professur, und wurde dann zum ersten Provinzial in Teutschland erwählt. Bei der Kirchenversammlung zu Trient war er gleichfalls zugegen. Zu Freyburg in Breisgau gründete er ein Kollegium, und starb auch dort in einem sehr hohen Alter.

Er war zu seiner Zeit ein sehr bedeutender Mann, und seine Bücher, besonders sein christkatholischer Katechismus blieben bis auf unsere Tage Lehrbücher der katholischen Jugend.

Leonhard Fuchs. † 1566.

Leonhard Fuchs wurde zu Wemding, einem bayerischen Städtchen geboren. Sein Vater Johann war daselbst ein ehrlicher Bürger. Schon in seinem fünften Jahre war ihm derselbe durch den Tod entrissen. Seine Mutter übernahm nun die Erziehung ihres Sohnes, für dessen Bildung sie eifrig besorgt war. Sie ließ ihn zu Hause in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterrichten, und schickte ihn dann auf die damals berühmte Schule nach Heilbron. Von da kam er nach Erfurt, wo er sich den höhern Wissenschaften widmete.

Nach vollendeten Studienjahren kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er selbst eine Schule eröffnete, um andern das wieder mitzutheilen, was er gelernt hatte. Als er aber selbst fühlen mochte, daß ihm zur wahren Gelehrsamkeit noch Manches mangle, so verließ er sein Amt, und ging nach Ingolstadt, um sich mit Eifer auf die schönen Wissenschaften zu verlegen. Er lernte noch griechisch, und machte in kurzer Zeit große Fortschritte, so, daß er schon nach zwei Jahren zum Magister der freien Künste ernannt wurde. Mit besonderem Fleiße widmete er sich der Arzneikunde, und wurde auch Doktor in dieser Wissenschaft. In dieser Eigenschaft kam er nach München, und übte daselbst mehrere Jahre seine Kunst aus. Hier verheirathete er sich und lebte in einer sehr gesegneten Ehe. Er verließ

München, da er zu einem medizinischen Lehramte nach Ingolstadt berufen wurde. Nach einigen Jahren folgte er einem Rufe des Markgrafen von Ansbach, und zog mit Frau und Kinder dahin.

Zu eben dieser Zeit trat Luther mit seiner neuen Lehre auf. Fuchs las sie begierig, bekam Neigung dazu, und trat zur neuen Sekte über. Ungeachtet seiner vielen Beschäftigungen, die er rühmlich und mit gutem Erfolge ausübte, arbeitete er dennoch mehrere sehr nützliche Schriften aus.

Der Herzog von Würtemberg wollte seine hohe Schule zu Tübingen in guten Rufe setzen, und lud die gelehrtesten Männer seiner Zeit dahin ein. Auch Fuchs war berufen, und er lehrte bis an sein Lebensende — 35 Jahre hindurch — daselbst die Arznei-Wissenschaft.

Durch häufiges Studium war er endlich so sehr entkräftet, daß er in eine schwere Krankheit verfiel, an welcher er im Jahre 1566 starb. Seine Zeitgenossen rühmen an ihm besonders seine Mässigkeit, Aufrichtigkeit, Bescheidenheit, und die Unschuld seiner Sitten. Auch sein ordentlicher und deutlicher Vortrag in seinen Vorlesungen wurde bewundert.

Der Großherzog von Toscana, Cosmus von Medicis, lud ihn vergeblich mit einem ansehnlichen Gehalte nach Pisa ein. Kaiser Karl V. erhob ihn, um seine Verdienste zu ehren, in den Adelstand.

Wiguleus Hund. † 1588.

Er studierte die untern Schulen zu Augsburg, wo er unter der Leitung vortrefflicher Lehrer griechisch und lateinisch lernte. Im Jahre 1530 kam er nach Ingolstadt, um die Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit zu studieren. Er begab sich hierauf ins Ausland, um auf andern hohen Schulen die juridischen Studien zu vollenden. Als er wieder nach Ingolstadt zurückkehrte, erhielt er die Doktorwürde, und übernahm die Stelle eines Professors. Von dem Herzoge Wilhelm IV. erhielt er den Ruf als Hofrath nach München, und von Kaiser Karl V. wurde er zu Speyer zum Beisitzer des bayerischen Kreises ernannt. Herzog Albert V. von Bayern erhob ihn zum Hofrathspräsidenten und geheimen Rath, wobei er sich durch seine Talente, Kenntnisse und Rechtschaffenheit so sehr auszeichnete, daß er die Pflege Dachau erhielt.

Im Jahre 1588 starb er zu München, als ein überzeugendes Beispiel, daß man ein fleißiger und seinen Pflichten nichts vergebender Dienstmann, und doch zugleich ein fruchtbarer Literator seyn könne, wenn man mit seiner Zeit zu wirthschaften versteht. Die Schriften, welche im Felde der Geschichte von ihm erschienen, haben den Namen dieses fleißigen Mannes unter den historischen Schriftstellern verewiget.

Philipp Apian. † 1589.

In den damaligen Zeiten war es Sitte, die Namen berühmter Männer zu latinisiren. So hieß Apianus mit seinem Familien-Namen Bienewiz. Philipp Apian wurde geboren zu Ingolstadt im J. 1531. Sein Vater, der sich schon als Erfinder astronomischer Instrumente und als Lehrer der Mathematik die Bewunderung in Teutschland, und die innigste Achtung Kaiser Karl V. erworben, ließ es sich besonders angelegen seyn, seinen Sohn selbst zu unterrichten. Philipp zeichnete sich auch schon frühzeitig durch seine erworbenen Kenntnisse in den mathematischen Wissenschaften vortheilhaft aus.

Er begab sich hierauf nach Frankreich, wo er die berühmtesten Männer seines Faches hörte, und kehrte dann nach gesammelten reifen Erfahrungen wieder nach Bayern zurück, wo er seinem Vater als Professor der Mathematik zu Ingolstadt schon in seinem 22sten Jahre folgte.

Mit dieser Wissenschaft verband er auch die Arzneikunde.

Er unternahm daher eine gelehrte Reise nach Italien, um die dortige Verfahrungsart, und die Beschaffenheit der botanischen Gärten kennen zu lernen, wo er auch viele bewunderungswürdige Dinge sah. —

Als Doktor der Arzneiwissenschaft besuchte er fast alle Städte Italiens. Bei seiner Zurückkunft

nach Ingolstadt erhielt er von Herzog Albert V. den Auftrag, das Land zu bereisen, und eine Karte von Bayern herauszugeben. Apian unterzog sich diesem Auftrage mit rastlosem Eifer, und lieferte anfangs eine kleine, später aber eine größere Karte von vier und zwanzig Blättern in einem sehr schönen Abdrucke, und erhielt dafür von dem Herzoge ein Geschenk von 2500 Goldgulden, dann, nebst seiner verdoppelten jährlichen Besoldung, noch eine jährliche Zulage von 150 fl. Apian verfertigte neben verschiedenen mathematischen Instrumenten zwei sehr große Globua, und wurde dem Herzoge immer werther. Plötzlich machte ihn die Mißgunst wegen unkatholischer Gesinnungen bei der Regierung verdächtig. Ungeachtet aller Vorstellungen bekam er Befehle, das Land zu verlassen. Er reiste nach Wien, und hoffte, in kaiserliche Dienste treten zu können; allein der Kaiser beschenkte ihn blos, nahm ihn aber nicht in seine Dienste.

Bestürzt irrte er in dieser Verbannung umher, bis er endlich in Tübingen eine gute Aufnahme als Professor fand, wo er auch 1589 am Schlagfluße starb.

Michael Wohlgemuth. † 1519.

Im Jahre 1434 erblickte zu Nürnberg Michael Wohlgemnth, einer der größten Künstler Teutschlands das Licht der Welt. Dieser berühmte Maler war zur Ehre der teutschen Nation schon in der

Kunst groß, ehe noch ein Michael Angelo und ein Raphael existirte. Er verfertigte nicht nur bei dem Aufkeimen der Künste schöne Werke in der Malerei und Kupferstecherkunst, sondern erwarb sich auch das besondere Verdienst, den großen Albrecht Dürer gebildet zu haben.

Der Zahn der Zeit hat die Werke dieses Künstlers sehr selten gemacht. In der Kirche zu Schwabach, so wie auch in der Gallerie zu München werden noch von ihm Gemählde verwahret.

Das Porträt dieses Künstlers besitzen Se. königl. Hoheit der Kronprinz von Bayern. Es ist von Albrecht Dürrer, der ihn als 82 jähriger Greis malte. —

Wohlgemuth erreichte bei seiner sehr mäßigen Lebensweise ein sehr hohes Alter und starb im Jahre 1519.

Albrecht Dürer. † 1528.

Obwohl kein geborner Bayer, so gehört doch seine Vaterstadt damal zu Bayern.

Albrecht Dürer war der Sohn eines Goldarbeiters in Nürnberg, ein Schüler des M. Wohlgemuth. Seine Ausbildung in der Malerkunst verdankt er seinem großen Genie, das sich aus der Dämmerung seiner Zeit bis auf eine der höchsten Stufen der Kunst emporschwang, und sich allein an die Natur, als seine Führerin, hielt.

Sein Talent umfaßte Maler-, Bildhauer-,

Kupferstecher-, und Formschneidekunst, ja selbst Mathematik und Baukunst.

An seinen Werken bewundert man eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft, ein erhabenes Genie, richtige Zeichnung und fleißige Ausarbeitung. Der Ueberfluß seiner Gedanken machte manchmal seine Compositionen zu reich. Nicht bekannt mit den Werken der Griechen und Römer, sind zwar seine Gesichtszüge neu, aber öfters gemein.

Seine Holzschnitte und Kupferstiche werden allgemein geachtet. Er schrieb auch verschiedene Werke über Geometrie und Perspektive und über die Proportion des menschlichen Körpers.

Vom Kaiser Maximilian I. und Karl V., dann dem römischen Könige Ferdinand war er sehr hoch geschätzt, und überall beliebt; nur mangelte dem großen Künstler der Hausfriede.

Er nahm sich Agnes, die Tochter eines sehr geschickten Tonkünstlers aus Nürnberg zum Weibe, und diese Xantippe, die nicht einmal das Verdienst der Schönheit hatte, quälte ihn durch ihren Geitz und zänkischen Karakter dergestallt, daß er aus Verdruß über ihr Betragen den 8 April 1528 starb.

Sein Grab ist auf dem Leichenacker zum heil. Johann in Nürnberg zu sehen.

Von diesem Künstler besitzen die königl. bayer. Gemälde-Gallerien mehrere Stücke; manche sind noch in der Pfarrkirche zu Eichstädt, in der Ulrichskirche zu Augsburg und andern Orten zu sehen.

Bartholomäus Beheim † 1540.

Beheim Bartholomäus, auch Böhm genannt, ein Schüler des Albrecht Dürer und ein geborner Nürnberger, berühmt als Maler, arbeitete zu Rom unter Raymondi. Seine Gemälde zeichnen sich durch Wahrheit, Feuer, Ausdruck und eine richtige Darstellungsgabe aus. —

Die köngl. Gallerie in München besitzt von diesem Meister mehrere Gemälde, unter welchen sich besonders die Entdeckung des hl. Kreuzes, das Porträt des Herzog Albert IV. in Lebensgröße, das Porträt Karl des Großen und anderer Fürsten Bayerns auszeichnen. —

Auch ein Curtius, wie er sich in den Abgrund stürzt, ist von ihm auf Holz gemalen vorhanden.

Mehrere Stücke befinden sich in verschiedenen andern Gallerien.

Von seiner übrigen Lebensweise ist nicht viel Merkwürdiges aufgezeichnet.

Seine zwei Brüder Johann und Seibald, wovon ersterer ebenfalls ein guter Maler, letzterer aber ein Kupferstecher war, wurden nicht minder berühmt.

Bartholomäus Beheim starb in der schönsten Blüthe seines Alters, schon im 38sten Lebensjahre.

Matthäus Lang, Erzbischof in Salzburg.
† um das Jahr 1540.

Matthäus Lang, einer der berühmtesten und feinsten Staatsmänner seiner Zeit, wurde geboren zu Augsburg i. J. 1468. Sein Vater Johannes Lang war ein rathsfähiger Bürger, und hatte mehrere Kinder, deren Erziehung und Pflege ihm bei seinem geringen Vermögen sehr beschwerlich fiel.

Matthäus zeigte von Kindheit an einen ungemein lebhaften, feurigen Geist.

Er widmete sich den Wissenschaften, besonders aber dem geistlichen Stande, weil er glaubte, daß er in demselben zu hohen Ehrenstellen gelangen, und seiner Geistesgeschäftigkeit am leichtesten einen angemessenen Wirkungskreis verschaffen könnte. — Er besuchte 1485 die Universität zu Ingolstadt, und setzte dann zu Wien seine Studien fort, wo er sich vorzüglich auf die Theologie und das Kirchenrecht verlegte. Hierauf begab er sich nach Tübingen und war daselbst Magister der Philosophie. Außer den ernsthaften Studien hatte er sich auch in den schönen Künsten und Wissenschaften, so wie in den Sprachen fleißig geübt, und darin eine solche Fertigkeit erlangt, daß er besonders wegen seiner Wohlredenheit allgemein bewundert wurde.

Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn wurde er in der Kanzlei zu Mainz angestellt, und fand hierbei Gelegenheit, sich dem Kaiser Friedrich

III. zu empfehlen, welcher ihn bald bei der lateini- Expedition zu seinem Geheimschreiber annahm. — Lang wußte sich an dem kaiserlichen Hofe durch seinen großen Verstand, durch seine hinreißende Beredsamkeit und einnehmende Freundlichkeit eine so allgemeine Hochachtung zu erwerben, daß ihn Kaiser Maximilian I. wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit und Treue zu seinem innersten Rath und Kanzler beförderte, und ihm in allen Statsangelegenheiten ein unbeschränktes Vertrauen schenkte.

Lang ward nun der Liebling des Kaisers, der ihn nicht nur im Staate, sondern auch in der Kirche zu ansehnlichen Ehrenstellen verhalf.

Als kaiserlicher Kanzler machte er einen grossen Staat, und sein Ansehen wuchs so hoch, daß Fürsten sich um seine Freundschaft bewarben.

Als er im Jahre 1500 durch die Gunst des Kaisers zum Domprobst in Augsburg befördert war, wollten der Dechant und das Kapitel nicht zugeben, daß er als ein gemeiner Bürgerssohn zu dieser Würde gelangen sollte, und schickten daher Abgeordnete an den Kaiser, die ihm vorstellten, daß dadurch ihre bisherigen adelichen Freiheiten gefährdet seyen.

Allein der Kaiser, der seinen Günstling nun einmal zu erheben beschlossen hatte, achtete gar nicht darauf, sondern gab den Abgeordneten des Kapitels zur Antwort: „Wäre Lang zu seinen und des Reiches Diensten nützlich und gut, so würde er

auch ihnen zu einem Domprobste nicht übel anstehen. Er müsse es bleiben, um so mehr, da ihn der päbstliche Legat dazu für tauglich gehalten und mit dieser Würde begabt hätte."

Nachdem Lang an Würde und Einkommen ungemein zugenommen, so kaufte er das Schloß und die Herrschaft Wellenburg, und erhielt hierauf von dem Kaiser für sich und seine Brüdern einen Adelsbrief mit der Freiheit, sich Lang von Wellenburg zu schreiben. Er ward auch zum Bischof von Gurk ernannt.

Bisher arbeitete Lang als kaiserlicher Kanzler meistens nur im Kabinete; allein, bald wurde er zu Gesandtschaften und öffentlichen Unterhandlungen benützt. Er machte sehr wichtige Geschäfte zu Paris, Rom und Venedig.

Er wurde zum Cardinal erhoben.

Als Gesandter hatte sich der Cardinal durch seine Treue und Geschicklichkeit in Unterhandlungen dem kaiserlichen Hause so wichtig gemacht, daß der bitterste Neid ihn nicht zu stürzen vermochte.

Nach dem Tode Kaiser Maximilians würdigte ihn dessen Erbe Kaiser Karl eben desselben Zutrauens.

Als der Erzbischof von Salzburg starb, folgte er, als längst ernannter Coadjutor, auf der Stelle demselben in der erzbischöflichen Würde. Gleich beim Antritt seiner Regierung ließ er als Metropolitan an die gesammte Geistlichkeit seiner Provinz ein

nachdrückliches Mandat ergehen, in welchem er den Verfall der Kirchenzucht lebhaft schilderte, die Ausschweifungen der Priester und Mönche ohne Rückhalt darstellte, und jedem Geistlichen bei Vermeidung der kanonischen Strafen befahl, innerhalb 15 Tagen nach Verkündigung dieses Mandats von ihrem regellosen Leben abzustehen.

Zugleich drang der Erzbischof ernstlich auf die Vollstreckung seines erlassenen Reformations-Mandats; er nahm selbst eine allgemeine Visitation vor, und bestellte einen eignen Fiscal, der die Uebertreter bei der Behörde angeben sollte.

Die neue Lehre Luthers war übrigens in Salzburg so tief eingewurzelt, daß der Erzbischof bei der beschloßenen Ausrottung derselben die größten Schwierigkeiten fand; denn in der Stadt sowohl, als auf dem Lande gab es Leute, welche den gemeinen Mann zur Annahme der neuen Lehre ermunterten, und ihn wider die geistlichen Obrigkeiten aufwiegelten.

Es kam endlich in und um Salzburg zu einem allgemeinen Aufruhr. Der Erzbischof, der den Ausgang wohl ahnte, suchte demselben dadurch zu begegnen, daß er die Festung Hohen-Salzburg noch stärker befestigen und bei Zeiten mit Geschütze, Pulver und Kugeln versehen ließ. Er selbst flüchtete dahin, die Rebellen rückten heran, plünderten die fürstlichen Zimmer, zerstörten alle Urkunden, und alles, was ihnen unterkam.

Alle Aussicht zu gütlichen Unterhandlungen war nun ganz verschwunden. Es donnerte das Geschütz von der Festung herab; und auch die Rebellen bemühten sich im Gegentheile, der Festung Schaden zuzufügen.

Der Erzbischof sah wohl ein, daß er sich gegen den immer mehr anwachsenden Schwarm der Bauern auf die Länge nicht würde halten können. Er sandte daher durch geheime Wege Briefe an die benachbarten Fürsten, besonders nach Oesterreich und bath sie um schleunige Hilfe.

Da er nach langer Zeit noch keinen Ersatz hoffen konnte, so schickte er seinen Rath Dr. Niklas Ribeisen aus der Festung zum Herzog Wilhelm von Bayern.

Endlich erschien die langersehnte Hilfe durch die Bundesstände.

Herzog Ludwig von Bayern übernahm das Comando und marschirte mit Riesenschritten auf Salzburg los, um den Erzbischof von der schimpflichen Belagerung zu befreien.

Der Herzog glaubte anfangs, die Bauern würden bei der Annäherung seines Heeres zum Kreuze kriechen, und wollte also gegen sie nicht gleich Gewalt gebrauchen; als er aber ihre Hartnäckigkeit sah, beschloß er, sie mit seiner ganzen Macht anzugreifen, und ihr Lager sowohl als die Stadt mit Sturm einzunehmen; doch vergebens. — Da der Herzog einsah, daß eine gewältsame Bezwingung

Ströme von Menschenblut kosten würde, so versuchte er den Weg des Guten. — Auf diesem gelang es ihm auch, den Friedensvertrag zwischen dem Erzbischof und seinen Unterthanen zu errichten.

Sobald dieser Friedensvertrag unterzeichnet war, schritt man zur Vollziehung desselben. Die Bauern zogen ohne Ordnung aus der Stadt, und nur der Ausschuß blieb, um mit den Bürgern vor dem Erzbischofe Abbitte zu thun, worauf sie gänzliche Verzeihung erhielten. —

Die Sekte der Wiedertäufer, die sich damals im Erzstifte Salzburg einschlich, ließ der Erzbischof gefänglich einziehen, und strafte mehrere derselben mit dem Tode.

Durch verschiedene gute Einrichtungen wurde dieser Fürst dem Erzstifte sehr wohlthätig. —

Je mehr der Erzbischof an Jahren zunahm, desto sichtbarer äußerten sich an ihm die Folgen der außerordentlichen Anstrengung seiner geistigen und körperlichen Kräfte. Sein Kopf war ganz geschwächt, und er nahete sich wieder der Kindheit. Seine Verrücktheit ging manchmal so weit, daß er nicht wußte, ob er zu Hause oder auf Reisen war.

Seine Schwäche nahm zusehends überhand, bis er am 30. März 1540 zwischen 10 und 11 Uhr entschlief.

Nach sechs Tagen wurde seine Leiche in der Domkirche vor dem St. Ruprechts-Altar eingesenkt, und ihm auf sein Verlangen ein einfacher Grabstein gesetzt.

Christoph Schwarz. † 1594.

Der berühmte Maler Christoph Schwarz, (genannt der teutsche Raphael) war zu Ingolstadt im Jahre 1550 geboren.

Er widmete sich frühzeitig der Malerkunst und studierte zu Venedig nach Titian, wo er sich in Oel- und Freskogemälden zu einem der größten Künstler seiner Zeit emporschwang, daher er auch zum Hofmaler in München ernannt wurde.

Seine Gemählde, deren die königl. Gallerien viele verwahren, sind kräftig in Farbung und reich an Composition. Seine Zeichnung ist richtig und seine Behandlung geistreich.

Von seinen Werken befinden sich außerdem in verschiedenen Kirchen Bayerns manche. Besonders viele sind in München, als in der Metropolitan-Kirche ein Altarblatt Ecce homo.

In der Michaels-Kirche das Choraltarblatt, den Sturz der Engel vorstellend.

In der Residenz-Hofkapelle das Choraltarblatt, Mariens Himmelfahrt. — Auch befinden sich mehrere seiner Kunstwerke in den Händen ansehnlicher Privaten.

Die Freundschaft und Achtung, womit ihn Herzog Wilhelm V. von Bayern beehrte, lohnte er demselben durch seine Werke der Kunst.

Er starb zu München in seinem 44. Lebensjahre 1594. —

Orlandus Lassus. † 1593.

Lassus, von Geburt ein Holländer, verlegte sich aus innerm Drang frühzeitig auf die Musik, und zeichnete sich schon als Knabe durch seinen durchdringenden Verstand, und durch seine helltönende und zugleich melodische Stimme vorzüglich aus.

Er war von Musikliebhabern öfter entführt, und an Höfe gebracht, wo die Musik vorzügliche Unterstützung fand.

Aber die Eltern entdeckten seinen Aufenthalt immer glücklich, und brachten ihn wieder zurück. Endlich blieb er freiwillig beim Vizekönig Ferdinand Chonzaga von Sizilien, wo er seinen Unterhalt fand.

Im achtzehnten Jahre seines Alters kam er nach Rom, wo er der Kapelle bei St. Johann im Lateran 2 Jahre vorstand. Hierauf reisete er in sein Vaterland zurück, um seine Eltern zu besuchen, die er aber nicht mehr am Leben fand.

Er durchreisete nun noch mehrere Länder und erhielt überall die Achtung der Kenner.

Herzog Albert von Bayern, der ein großer Freund der Musik war, berief ihn zu sich nach München und überhäufte ihn mit Beweisen von Achtung und Gewogenheit. Er setzte ihn über die Kapelle, bei welcher er die berühmtesten Tonkünstler von Europa versammelt hatte und erlaubte ihm noch anbei, von Zeit zu Zeit nach den Niederlanden zu reisen, und geschickte Leute anzuwerben.

Man hat von ihm eine erstaunliche Anzahl von Compositionen, die in verschiedenen Orten ans Licht kamen.

Orlandus Lassus starb zu München im 73. Jahre seines Alters.

Friedrich Staphilus (Staphel). † 1564.

Dieser Name wird zwar vielen unbekannt seyn; jedoch er ist der Name eines Mannes, der in seinem Leben nicht nur dem Vaterlande, sondern dem ganzen Teutschlande nützlich wurde. Zwar selbst kein Bayer von Geburt, aber durch seinen Aufenthaltsort einer Pflanze ähnlich, die auf bayerischem Boden einheimisch wurde. Er war geboren zu Osnabrük 1512, wo sein Vater bischöflicher Kastner war. Frühzeitig verlor er seine Eltern, und kam unter fremder Aufsicht nach Danzig, wo er nebst der lateinischen und griechischen, auch noch die lithauische und russische Sprache erlernte. Auf der Universität Cracau zeichnete er sich durch Fleiß und Geschicklichkeit besonders aus. In Gesellschaft eines ansehnlichen Gelehrten machte er eine Reise nach Italien. — In seinem vier und zwanzigsten Jahre kehrte er nach Würtemberg zurück, wo er zehn Jahre verlebte. Er machte sich den Luther und Melanchthon zum Freunde, an dessen Tische er auch speiste, und weil er ungemein fleißig war, bald Magister wurde.

Staphilus lehrte, da man ihm den Antrag

machte, als Prediger zu Osnabrück, und wurde darauf von Melanchthon zum Lehrer nach Königsberg empfohlen, wo er mit jährlich zweihundert Goldgulden angestellt war.

Er hatte kaum festen Fuß daselbst gefaßt, so fing er auf eine für einen Gelehrten nicht unrühmliche Weise zu streiten an. —

Denn damals war es sehr leicht als Ketzer gehalten und vertrieben zu werden. —

Auch hielten die Lehrer des Volkes mehr auf unerbauliche Streitigkeiten, als auf wahre christliche Tugend! Sie glaubten, daßder jenige, welcher einen andern am meisten schimpfen könne, recht hätte.

Staphilus, der sich indessen vermählt hatte, verließ Königsberg unter dem Vorwande, die Erbschaft seiner verstorbenen Schwiegermutter zu holen, blieb aber gänzlich weg, und beschloß, zur katholischen Religion überzugehen.

Dieß war bei der protestantischen Parthei sehr auffallend, und man suchte ihn auf alle mögliche Art, und durch Versprechungen guter Stellen von seinem Vorhaben abzuhalten. Vergebens. — Staphilus gab die Liebe zur Wahrheit als Ursache seiner Religionsveränderung an, so wie alle, welche vorher ihre Religion veränderten, obwohl nicht selten Heuchelei und Eigenutz dazu verleiteten.

Als Katholik trat er anfangs in die Dienste des Bischofs zu Breslau. Er zeigte gründliche Einsicht in die Kirchenreformation, und bewies schon

jetzt einen besondern Eifer für die alte Lehre. Deßhalb wurde er von vielen katholischen Höfen sehr geschätzt, besonders bei dem römischen König Ferdinand I., und bei dem Herzoge Albert V. in Bayern, und dem Erzbischofe in Salzburg, welche alle ihn in ihre Dienste haben wollten. — König Ferdinand, der ihn zu seinen Rath ernannt hatte, gebrauchte ihn vorzüglich dazu, seine Länder von der immer mehr überhand nehmenden lutherischen Lehre zu reinigen, der fernern Ausbreitung derselben vorzubeugen, und die katholische Kirche aufrecht zu erhalten. Ein Geschäft, wozu Staphilus, als ein neuer Katholik vorzüglich geschickt und willig war. Mit welchem Eifer er dieses that, davon mögen seine in dieser Absicht verfertigten Schriften zeigen.

Pabst Paul IV. ließ ihn als einen gelehrten Streiter für die katholische Religion zum Doktor der Gottesgelehrtheit und der geistlichen Rechte ernennen.

Da Staphilus als streitender Redner berühmt war, so zog ihn auch Herzog Albert von Bayern in seine Dienste, und bediente sich seines Rathes.

Er zog nach Ingolstadt mit seiner ganzen Familie, und weilte daselbst bis zu seinem Lebensende. Er war daselbst zugleich Lehrer und Inspektor der Universität, welche Stelle vor ihm noch Niemand begleitete. Mit dieser Beförderung des Staphilus waren die Lehrer der Theologie daselbst nicht zufrieden. Sie machten Vorstellungen bei dem Herzog

dawider, daß es gegen die Freiheiten der Falkultät sey, wenn ein beweibter Mann die Theologie öffentlich lehrte; allein, es half keine Vorstellung, der Herzog wollte es aus Gründen so haben. — Staphilus trat in die Stelle des früher verstorbenen Docktor Eck, und bezog auch dessen Wohnung. Staphilus stand übrigens bei der Universität in großem Ansehen und machte sich viele Freunde.

Auch bei vielen Großen war er sehr wohl gelitten, die seine Verdienste kannten. Pabst Pius IV. ließ ihm im Jahre 1562 in einem Schreiben durch den Kardinal Baromäus (den Heiligen) hundert Goldkronen zustellen, und im nämlichen Jahre erhielt er vom Kaiser einen Adelsbrief.

Auch der Herzog in Bayern schenkte ihm in der Stadt Ingolstadt einen schönen Hof, und erhob denselben in ein ordentliches Mannslehen. Ueberhaupt erwarben ihm seine unausgesetzten Bemühungen für die Aufrechthaltung der katholischen Religion viele Hochachtung, und selbst die Freundschaft mancher großen Männer und Gelehrten, mit welchen er in Briefwechsel stand.

Als er im Jahr 1564 durch viele körperliche Ungemächlichkeiten sein Lebensende heran nahen sah, so beurlaubte er sich beim Herzoge in München, und zog nach Hause, um seinen kränklichten Umständen besser abzuwarten. —

Wenige Tage vor seinem Hinscheiden, ließ er seinen zwölfjährigen Sohn Friedrich zu sich kom=

men, ermunterte ihn zur Furcht Gottes, zur Hochachtung für die katholische Religion, zur Liebe für die Wissenschaften, und ermahnte ihn, böse Gesellschafter zu meiden, und kindlichen Gehorsam zu zeigen. Auch seiner Gattin empfahl er noch nachdrücklich die Obsorge für die Kinder, die er nun verlassen mußte.

Er starb im ein und fünfzigsten Jahre seines Lebens den 5 März 1564.

Johann Simon Reifenstuhl. † 1620.

Johann Simon Reifenstuhl, ein geborner Bayer, war des Herzogs Maximilian I. Baumeister. Er besorgte nach seiner Erfindung und nach seinem Plane die sehr schöne und künstliche Wasserleitung von Reichenhall nach Traunstein, und vollendete dieses Werk in einem Jahre.

Dieser merkwürdige Mann besorgte auch die vortreffliche Wasserleitung für die königl. Residenzstadt München.

Er starb, nachdem er 38 Jahre, anfangs als Werk- und dann als Hofbaumeister gedient hatte, am 8. Februar 1620.

Anmerk. Von dem Leben dieses merkwürdigen Mannes schweigt die Geschichte, nur seine Werke verkünden seinen Namen und machen ihn unsterblich.

Johann von Tilly, Feldherr des ligistisch-bayerischen Heeres. † 1632.

Dieser kühne Held, der im dreißigjährigen Kriege das bayerische Heer und die Truppen des heiligen Bundes (Liga genannt) anführte, stammte aus einem alten Geschlechte in den Niederlanden. In der Kriegsschule Albas während des spanischen Krieges durch viele Erfahrung gebildet, trat er als Oberster einer Wallonenschaar in österreichische Dienste, und kam zu Anfang des verheerenden Religionskrieges nach Bayern. —

Nebst seiner anerkannten Tapferkeit besaß Tilly noch einen richtigen Blick in Staatsgeschäften und andern Wissenschaften.

In Kriegen ergraut, verstand er die damals so geschätzte Kunst, Heere schnell zu rüsten, und mit unerloschner Jugendkraft und überlegter Thätigkeit sie anzuführen.

Sein kaltes Blut in Gefahren der Schlacht war minder zu bewundern, als seine Enthaltsamkeit unter den Versuchungen und Ausgelassenheiten des Kriegsvolkes jener verderbten Zeit.

Nie in seinem Leben hatte er ein Weib berührt, nie ward er durch ein erhitzendes Getränk berauscht. Oft floh er in die stille Einsamkeit, während seine Gefährten sich mit geräuschvollen Ergötzungen unterhielten. Nebstbei hatte er ein bescheidenes Gemüth und war immer voll Ehrfurcht gegen

alles Heilige und Göttliche. Verschlangen die Geschäfte des Tages die Stunden, die er gewöhnlich der Andacht widmete, so gehörte die Nacht dem Gebete und heiligen Betrachtungen beim gestirnten Himmel.

Von einer so vortheilhaften Seite war Tilly dem damaligen Herzog Maximilian I. von Bayern, als dem Oberhaupte des heiligen Bundes, bekannt. Er schätzte seine Talente und Tugenden so sehr, daß er ihn sogleich an die Spitze seines Kriegsrathes stellte, und zum Heeresführer des ligistisch-bayerischen Heeres ernannte.

Als Tilly das Commando erhielt, ordnete er mit der ihm eigenen Thätigkeit das bayerische Heer, suchte frohen Muth den Truppen einzuflößen, und gewann bald das volle Vertrauen und die Achtung aller Soldaten.

Von Person war Tilly nicht viel ansehnlich. Er war kleiner, hagerer Statur, und verrieth äußerlich den Geist nicht, den er hatte. Obgleich schon hoch an Jahren, besaß er doch noch viel jugendliche Kraft und Feuer. Ernst und faltenvoll war sein Gesicht, mit einer breiten Stirne und einem Knebelbart unter seiner großen Nase.

Gewöhnlich hüllte er sich in ein grauatlassenes Wamms mit Schlitzärmeln, ein lange, rothe Feder hing von seinem Hute hinab. Mit einer Pistole im Sattel, umgürtet mit einem langen Schwerte, ritt er gewöhnlich einen weißen Klepper.

Im Jahre 1619 führte er die bayerische Armee vor Ulm gegen die vereinten Truppen der Union an. — Zu dieser Zeit erhoben die Unterthanen in Oberösterreich einen Aufstand gegen ihren Landesfürsten. Um diese Unruhen zu dämpfen, führte Churfürst Maximilian der Erste sein Heer selbst dahin; Tilly folgte mit dem Kern der Armee nach. Nachdem die Rebellen zu Paaren getrieben waren, zog das bayerische Heer nach Böhmen, um den Churfürsten Friedrich von der Pfalz, der die böhmische Krone annahm, mit seinem Anhange zu vertreiben. Am weißen Berge bei Prag kam es zur Schlacht, wobei Tilly kommandirte, und das bayerische Heer siegte.

Darauf verfolgte er die Truppen, welche für den vertriebenen König Friedrich V. stritten, und demüthigte sie durch mehrere gewonnene Treffen. Er suchte dann auch den feindlichen General Mannsfeld auf, den er auch bei Roßhaupt in einem verschanzten Lager antraf, seine Truppen zerstreute, und ihn zur Flucht nöthigte.

Kaiser Ferdinand II., dessen Plane durch Tilly's Siege sehr begünstigt wurden, lohnte den tapfern Feldherrn, seiner rühmlichen Heldenthaten wegen, mit der Reichs-Grafenwürde und ansehnlichen Gütern.

Bei der Fortsetzung des Krieges behielt Tilly das Kommando über die bayerisch-ligistische Armee, zog nach der Rheingegend, und machte da seine

Kriegsoperationen. Er schlug den Markgrafen von Badendurlach, den Prinzen Christian von Braunschweig, und nahm Heidelberg nebst mehreren Orten in der Rheinpfalz weg. Darauf rückte er mit seiner Armee nach den niedersächsischen Kreisländern, und entwaffnete den Landgrafen Moritz von Hessenkassel. Im Bremischen stritt Tilly mit gleichem Glücke gegen den König Christian von Dänemark.

Die Stände des heiligen Bundes machten ihm, um ihre Erkenntlichkeit für seine bisherigen Dienste zu bezeigen, ein Geschenk von 20,000 Thalern. Zu gleicher Zeit erhob sich ein reicher, ehrgeitziger Edelmann aus Böhmen, erbot dem Erzhause Oesterreich seine Dienste, warb ein zahlreiches Kriegsheer, und führte es siegreich an. Sein gefürchteter Name war Wallenstein. Nichts widerstand seiner Macht; was er beschloß, wurde glücklich vollzogen. Der Kaiser erhob ihn zum Reichsfürsten, und gab ihm das Herzogthum Friedland nebst andern Ländern. Wallensteins Glück und Gewalt reitzte Tillys Neid, und sein herrisches Benehmen erregte selbst den Unwillen des Churfürsten Maximilians.

Als Wallenstein vom Heere entlassen war, wurde Tilly wieder einziger Hauptfeldherr der grossen Armee.

Die Zügellosigkeit der Truppen, welche Wallenstein kommandirte, war unbeschreiblich, weder des Feindes noch Freundes wurde geschont, wo diese

sich niederließen. Tilly befand sich daher bei der ihm überlassenen vereinigten Armee nicht in der besten Lage. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, strenge Mannszucht herzustellen. Nicht minder war er auch bemüht, den Kaiser zum Frieden zu bewegen; allein vergebens. Teutschland sollte noch lange bluten.

Im Jahre 1630 erschien Gustav Adolf, König von Schweden, mit einem Heere von 15,000 geübten Streitern auf teutschem Boden. Siebenfach war ihm die Kriegsmacht des Kaisers und des heiligen Bundes überlegen, und doch hielt sich der Held, unterstützt von seinen Bundesgenossen, und drang wüthend in das Innere Teutschlands.

Indeß ward Magdeburg, welches lange von Tilly's Truppen belagert wurde, eingenommen und zerstört. Die hierbei vorgefallenen Greuelthaten sollen alle Erwartung übersteigen. Als Tilly selbst einige Tage nach der Einnahme in die Stadt ritt, bereute er zu spät, daß er der siegenden Macht nicht Grenzen setzen konnte. Ihn dauerte das unglückliche Volk. Er ließ die Gassen von den herumliegenden Todten säubern, und die Kinder, welche umherirrten, und ihren Etern riefen, oder bei den Leichen derselben trostlos weinten, sammeln und laben. Zugleich befahl er unter den Einwohnern Brod auszutheilen, und machte bekannt, daß derjenige am Leben gestraft werden sollte, der den Uebriggebliebenen einiges Leid zufügen sollte.

Dieser Zug in Tilly's Charakter zeigt, nebst seiner rohen Feldherrntugend, Menschengefühl.

Den 17. September des Jahres 1631 hatte es Tilly bei Breitenfeld unweit Leipzig mit dem Schweden-König Gustav Adolf zu thun. Hier kam es zur blutigen Entscheidung über Teutschlands Recht und Glaubensfreiheit. Tilly, der Sieger von 36 Feldschlachten, verlor in diesem unglücklichen Treffen seine bisher errungenen Lorbeern. Zwar that er alles, was von einem erfahrnen, muthigen Feldherrn zu erwarten war, er stürzte siebenmal wider die Schweden los, ohne sie zum Weichen zu bringen, und focht und schoß im Gemenge, gleich einem gemeinen Soldaten. Endlich wurd er gefährlich verwundet, und bei einbrechender Nacht vom Schlachtfelde weggebracht. Die Schlacht fiel höchst unglücklich aus. Ein großer Theil seines Heeres war aufgerieben, und nicht weniger gefangen.

Das ganze Lager wurde den Schweden zur Beute. Als sich Tilly von seiner Wunde etwas erholt hatte, rückte er nach einer Ruhe von einigen Tagen in langsamen Märschen (denn seine Wunden zwangen ihn oft, Halt zu machen) nach Franken. Er sammelte die Trümmer seines Heeres, und nöthigte den schwedischen General Horn die Stadt Bamberg zu verlassen und nach einem beträchtlichen Verlurste sich zurückzuziehen.

Mit verstärkter Macht eilte König Gustav herbei, und rückte unaufhaltsam gegen Bayern vor.

Churfürst Maximilian, mit Tilly einverstanden, stellte sich mit der gesammelten bayerischen Armee zur Gegenwehr. Bei Rain, unweit des Lechs, kam es zur Schlacht. Der greise Feldherr ritt während des Gefechtes hinaus, die feindlichen Werke zu besehen, und wagte sich kühn in die Nähe des feindlichen Geschützes. Da zerschmetterte ihm eine Falkonetkugel den rechten Schenkel hart ober dem Knie. Die Wunde schmerzte ihn, doch mehr noch das Vordringen des Feindes. —

Tilly ward nach Ingolstadt gebracht, und gab daselbst unter den größten Schmerzen seiner Wunde den 30. April 1632 im 73. Jahre seines Alters den Geist auf.

Gottfried Heinrich Graf von Pappenheim, bayerischer Feldmarschall. † 1632.

Unter den vielen berühmten Helden, welche in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges sich besonders auszeichneten, erwarb sich Pappenheim vorzüglichen Ruhm.

Er war entsprossen aus dem uralten Geschlecht der Kalatine in Schwaben, und erblickte das Licht der Welt im Jahre 1594.

Nach vollendeten Studien und mehrjährigen Reisen erhielt er die Stelle eines Reichshofraths. Beim Ausbruch des dreißigjährigen Krieges trat er in die Kriegsdienste des Herzogs Maximilian von Bayern,

welcher ein großes Heer ausrüstete. Pappenheim ward als Obristlieutenant angestellt.

In der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag blieb er schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegen, man hielt ihn für todt, und nur durch einen Zufall ward er noch gerettet.

Nach seiner Wiederherstellung folgte er dem Tyllischen Heere in die Pfalz.

Obwohl Pappenheim, ohne daß die Ursachen bekannt sind, um seine Entlassung bat, so ward er doch bald wieder vom Herzog Maximilian als Oberst angestellt, und ihm ein Regiment gegeben.

Pappenheim blieb nun mit seinem Regimente unter Tillys Commando, bis er auf Ansuchen vom Dienste neuerdings entlassen wurde, und die Erlaubniß erhielt, für den König von Spanien Truppen zu werben. In einigen Monaten war ein Corps versammelt, das er dem spanischen Gouverneur in Mailand zuführte, und wodurch er demselben gegen die Macht der Franzosen große Dienste leistete.

Nach hergestelltem Frieden in Italien erhielt Pappenheim vom Churfürsten von Bayern den Auftrag, sich der teutschen Völker zu versichern, um sie sogleich nach ihrer Entlassung aus spanischen Diensten nach Bayern zu führen.

Zu dieser Zeit erregten mehrere tausend Bauern einen Aufstand im Lande ob der Ens. Pappenheim war zum Oberbefehlshaber bestimmt, die Unternehmungen der Rebellen zu dämpfen. Anfangs

schien die Ruhe bald hergestellt zu seyn; aber als der Kaiser den protestantischen Gottesdienst durch ein öffentliches Edikt einschränken ließ, wurden die Gemüther neuerdings erbittert, und es begannen neue Unruhen.

Die Bauern vertrieben die bayerischen Besatzungen, nahmen Wels, Ens und Freistadt ein, und belagerten Linz. Die Bayern erlitten mehrere Niederlagen. Pappenheim war bemüht, den Muth seiner Truppen aufzurichten. Er griff bei Eferding die versammelten Rebellen an, und brachte sie nach einem hartnäckigen Gefechte zur Flucht, und mehrere Tausende von ihnen blieben auf dem Platze. Gefangen wurde keiner gemacht, denn sie wollten lieber auf dem Kampfplatz sterben. So groß war die Erbitterung.

Hierauf ward der Rest verfolgt. Pappenheim rückte nach Gmünden vor. In dieser Gegend waren noch über 8000 Bauern in einem Holze verschanzt. Kaum waren die bayerischen Truppen in Schlachtordnung gestellt, so stürzten die Bauern mit großem Geschrei aus dem Walde hervor, und griffen sie an. Schon war der linke Flügel, der aus östreichischen Völkern bestand, geworfen, und mit Verlust der Artillerie bis an die Thore von Gmünden gejagt; als plötzlich Pappenheim seinen Rückhalt herbeiführte, und die Bauern mit solcher Heftigkeit angriff, daß sie mit Hinterlassung von 2000 Todten das Schlachtfeld räumen mußten. So hatte Pappen-

heim in kurzer Zeit die Aufrührer in 4 Treffen besiegt, und Ruhe im Lande hergestellt. Nachdem er das Landvolk, welches er aus Bayern mitnahm, entlassen, und die zurückbleibenden Truppen in Winterquartiere verlegt hatte, ging er nach München ab. Dort erhielt er wieder neuen Befehl, nach Heidelberg mit einer Abtheilung bayerischer Truppen gegen den Markgrafen von Baden zu rücken. Pappenheim vollzog seinen Auftrag mit der größten Sachkenntniß und Genauigkeit. Später mußte er mit seinen Truppen zum ligistischen Heere stossen, das unter dem Grafen von Tilly in Niedersachsen stand. Er zwang auf diesem Zuge die Stadt Wolfenbüttel zur freien Uebergabe.

Im Jahre 1628 erhielt Pappenheim die erledigte Stelle eines Generals der Artillerie. Er vermählte sich auch zu dieser Zeit mit einer Tochter des Grafen von Oettingen, und kehrte dann in sein Quartier nach Gardelegen zurück. — Er übernahm zugleich die festen Plätze Lippstadt, Lingen ꝛc., welche die Spanier der katholischen Liga übergaben. —

Als Gustav Adolf, König von Schweden, mit einem Heere auf teutschen Boden erschien, um (wie er sagte) für die Religion seines Volkes zu streiten; erklärte sich das ganze protestantisch gesinnte nördliche Teutschland, und besonders die in Belagerungsstand gesetzte Festung Magdeburg für ihn.

Die Garnison der von östreichischen und bayerischen Truppen eingeschlossenen Stadt Magdeburg

war durch mehrere glückliche Gefechte gestärkt, und mit allem Nöthigen hinreichend versehen, um eine lange Belagerung auszuhalten. Unter diesen Umständen übernahm Pappenheim das Commando der vor Magdeburg liegenden Truppen. Er war Willens, die Stadt mit allem Ernste anzugreifen; allein Tilly mißrieth es ihm, weil die Mannschaft ihm noch zu schwach schien, bis sie durch seine herbeikommenden Truppen verstärkt würde.

Man mußte sich anfangs immer begnügen, die täglichen Ausfälle der Magdeburger zurückzuschlagen, und die Quartiere sorgfältig zu verschanzen. Als Tilly mit dem vereinigten Heere erschien, beschloß man den Angriff. Eine Schanze nach der andern ward mit Sturm eingenommen, und die Besatzung größtentheis niedergemacht. Pappenheim selbst ward hiebei unermüdet thätig, und setzte seine Person oft großer Gefahr aus.

Mit dem Losungsworte „Jesus! Maria!" erstieg er an der Spitze einiger hundert abgesessener Reiter den Wall. Der Erste langte er auf der Höhe desselben an, und pflanzte sogleich eine Fahne darauf. In einigen Minuten war das Werk erobert. So sah er seine Anstrengungen von dem herrlichsten Erfolge gekrönt. Seit einem halben Jahre hatte er Tag und Nacht gearbeitet, alle Kräfte angestrengt, und mit beispielloser Unermüdlichkeit nach dem Ziele gerungen, das er jetzt erfochten. Die Stadt selbst ward durch ein während des Sturmes entstandenes Feuer

in einen Schutthaufen verwandelt. Magdeburg traf ein hartes Schicksal; aber beinahe ganz Bayern traf dasselbe, als es bald darauf vom feindlichen Heere überschwemmt wurde.

Nach der Zerstörung Magdeburgs machte Pappenheim Streifzüge in die sächsischen Länder, bis der blutige Tag bei Leipzig erschien. Von beiden Seiten sah man längst einer Hauptschlacht unvermeidlich entgegen, und man suchte selber auszuweichen, um eine vortheilhafte Stellung über den Feind zu gewinnen.

Den 17 September 1631 ritt Pappenheim mit einigen tausend Reitern aus, und da er auf Sachsen stieß, griff er sie an, und drängte sie zurück. Die Sachsen erhielten Verstärkung, und eine solche erhielt auch Pappenheim von Seite Tilly's. Die Vorspiele beunruhigten erst, und setzten dann die Armeen in Bewegung, so, daß die Schlacht um Mittag begann. Gustav Adolf stand mit seinem Flügel dem General Fürstenberg gegenüber. Tilly hatte den Horn, und Pappenheim die Sachsen vor sich. Bald nachdem die Schlacht angefangen, schien sie auch schon entschieden zu seyn.

Die neu geworbenen Truppen der ligistischen Armee, ungewöhnt des feindlichen Angriffs, fingen zu fliehen an, indeß Tilly und Pappenheim die fliehenden Sachsen heftig verfolgten. Beide fochten im Treffen gleich gemeinen Soldaten, bis sie schwer verwundet zur Erde sanken, und für todt gehalten

wurden. Ueber 7000 Mann alter Truppen von der ligistischen Armee lagen todt hingestreckt; der Gefangenen waren wenigere. Diese entscheidende Begebenheit, wobei alles, was bisher gewonnen und ausgeführt war, wieder verloren ging, war ein Werk von fünf Stunden. Nach der unglücklichen Schlacht bei Leipzig zog Pappenheim, als er sich von seinen Wunden erholt hatte, mit einem kleinen Corps nach Westphalen, wo er, so viel es seine Kasse zuließ, Werbung anstellte, und sich in der Folge wieder mit dem kaiserlichen Heere vereinigte.

Indeß Bayern vom schwedischen Heere überschwemmt wurde, machte Fürst Wallenstein seine Kriegsoperationen im nördlichen Teutschland, und nöthigte hierdurch den König Gustav Adolf, in eine Hauptschlacht sich einzulassen, die zwar für die schwedische Armee glücklich, aber für die Person des Königs höchst unglücklich ausfiel.

Den 6. November 1632 kam es bei Lützen zur Schlacht. Ein dicker Nebel umhüllte die ganze Gegend, verzog sich erst um 10 Uhr Mittags, und stellte sich schon frühzeitig wieder ein.

Die Schweden drangen, aufgemuntert durch die Tapferkeit ihres Königs, vor; aber dem Könige selbst, nachdem er schon mehrere Wunden im Kampfe erhalten hatte, fuhr eine Kugel durch den Kopf, und er blieb auf der Stelle todt.

Während dieser Vorfälle kam auch Pappenheim, und stürzte mit Wuth auf den Feind, auch

er wurde von einer Mußketen-Kugel getroffen, so, daß er nach einer halben Stunde starb. Mehr als hundert Narben erhaltener Wunden deckten seinen Körper.

Ihm ließ Wallenstein zu Prag ein prächtiges Leichenbegängniß halten; er selbst begleitete den Sarg nach der Kirche, wo er versenkt wurde, und warf, tief gerührt, die erste Schaufel leichter Erde auf den Mann, der bei mehr als 32 Schlachten und bei unzählig kleineren Gefechten und Belagerungen männlich gekämpft hatte.

Pappenheim war, wie der König von Schweden, 38 Jahre alt. Die beiden Helden suchten einander während der Schlacht. Fremde Hände ersparten ihnen die Mühe, sich wechselweise zu tödten, und machten ihnen zu gleicher Zeit die Gelegenheit, sich jenseits zu finden.

Pappenheims Stelle wurde durch Piccolomini ersetzt, einen kühnen Helden, der schon sechsmal schwer verwundet ward, und dem mehrmal Pferde unter dem Leibe erschossen wurden.

Johann Adlzreiter. † 1662.

Der in der Geschichte bekannte Kanzler Johann Adlzreiter von Tettenweis war ein sehr berühmter Rechtsgelehrter und Historiker.

Er wurde zu Rosenheim im Jahre 1596 geboren. Sein Vater war daselbst Bürger und Nestler.

Nachdem er in den untern Schulen zu München einen guten Grund gelegt hatte, sah er sich die Universität Ingolstadt aus, um seine Studien fortzusetzen, und sich darin so sehr zu vervollkommnen, daß er der Welt nützlich werden könnte. Dieß war seinem unermüdeten Fleiße und seiner unersättlichen Lernbegierde Antrieb genug, alle seine Kräfte anzuwenden, um auf dieser einmal angetretenen Bahn eifrig fortzuschreiten.

Um seineu Anverwandten, die ihn bisher unterstützt hatten, nicht länger beschwerlich zu fallen, und sich selbst fortzubringen, ging er zum Landgerichte Pfaffenhofen, und diente daselbst als Schreiber. In dieser Zeit lernte er die Gerichtspraxis, und beschäftigte sich in den freien Stunden mit einer geistreichen Lektüre; besonders war nebst der Rechtsgelehrsamkeit die Vaterlandsgeschichte sein Lieblingsstudium geworden. Nach 2 Jahren trieb ihn die Neigung zu den Wissenschaften wieder nach Ingolstadt, um daselbst seine Studien fortzusetzen. Unermüdet in seinem Fache, erwarb er sich bald die Liebe und Achtung seines Lehrers Dr. Denichs. — Er vertheidigte unter dem Vorsitz desselben öffentlich einige Rechts-Sätze, und fand damit allen Beifall.

Er wurde Lizentiat, und advozirte bei der Regierung zu Straubing. Seine vortrefflichen Einsichten in der Rechtsgelehrsamkeit bahnten ihm den Weg zu seiner weitern Beförderung. Er wurde von

dem dortmaligen Churfürsten Maximilian I. zum Rath, und nach einigen Jahren zu dessen geheimen Rath ernannt, bis er endlich dem ergrauten würdigen Kanzler von Donnersberg zugegeben ward, nach dessen Tode er die Stelle eines wirklichen Kanzlers mit vielem Ruhme vertrat.

Seine Gemahlin, eine geborne Gebhard, war ebenfalls von Rosenheim gebürtig. Seine Kinder, die er durch sie erzeugte, erzog er, als ein biederer, teutscher Hausvater in aller Frömmigkeit und Gottesfurcht, und war für ihre Bildung emsig besorgt.

In den Gefahren des verheerenden Schweden-Krieges floh er mit seiner Familie anfangs nach Wasserburg, dann nach Salzburg, und kehrte mit selber erst nach eingetretener Ruhe wieder nach München zurück.

Churfürst Maximilian I. lohnte seine treuen Dienste reichlich, und verlieh ihm die Anwartschaft auf die Lehen zu Tettenweiß und Schwerzenbach. Nach dem Tode desselben wurde er nebst 3 andern zum Vormundschaftsrath ernannt, und versah dieses ehrenvolle Geschäft, bis der Prinz Ferdinand Maria seine Majorenität erreichte und die Regierung selbst antrat. Die Rede, die er bei der feierlichen Huldigung dieses Prinzen hielt, war ausführlich und schön, wurde aber nicht, gleich seinen übrigen Schriften, zum Drucke befördert.

Nach einer Reihe von 66 nützlich durchlebten Jahren beschloß er sein thatenreiches Leben. Er war

auf sein Ende gottselig vorbereitet, und schied mit Vertrauen und Ergebung in den Willen der Vorsehung. Die entseelte Leiche wurde in die Gruft der Karmeliter versenkt, wo ihm auch ein Denkmal errichtet ward.

Johann Mändl. † 1666.

Unter den sachkundigen, geschickten und fleißigen Männern, denen der Churfürst Maximilian I., mit vollem Grund, sein unumschränktes Vertrauen schenkte, stand vorzüglich Johann Mändl obenan. Dieser erfahrne, strengsittliche und treue Staatsdiener leistete dem Fürsten und Vaterlande in einer sehr kritischen Zeit äußerst wichtige Dienste, und war dafür von demselben oft mit besonders rührenden Beweisen der innigsten Zufriedenheit ermuntert und belohnt.

Aus seinem Leben will ich hier nur einen kurzen Auszug der von ihm selbst niedergeschriebenen Nachrichten mittheilen.

Johann Mändl ward im Jahre 1588 zu Günzburg geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt den ersten Unterricht genossen hatte, begleitete ihn sein Vater im zehnten Jahre nach München. Auf der Reise wäre der Knabe beinahe um sein Leben gekommen. Er saß nämlich, als sie am frühen Morgen abfuhren, auf dem Wagen. Sein Vater ging nebenher zu Fuß. Der Schlaf bemächtigte sich des

kleinen Mändls, er fiel vom Wagen herab unter die Räder, und wurde nur auf eine höchst wunderbare Art gerettet.

In München war er bei seinem Vetter, dem Stadt-Unter-Richter, gut verpflegt, und vollendete da mit dem beßten Erfolg seine ersten Studien. Von da kam er nach Ingolstadt, studierte fleißig, machte aber auch den damaligen Gebrauch der Studierenden wohl mit.

Nach vollendeten Studien reiste er nach Italien, und machte sich vertraut mit den größten Gelehrten seiner Zeit. Bei seiner Rückreise nach Teutschland 'war sein Leben zum zweitenmal in Gefahr. Er stürzte unfern Trient mit dem Pferde einen steilen Felsen hinab, war aber unbeschädigt der Gefahr entkommen. Noch einmal besuchte er seine Eltern, die so vieles auf seine Bildung verwendeten; er hielt sie, so lange sie lebten, überaus werth, und unterstützte sie in ihrem Alter.

Der Markgraf von Burgau wollte ihn in seine Dienste nehmen, allein Mändl zog eine Bedienstung in Bayern vor, wo er sich auch bald vom Advokaten zum Kammer-Rath und endlich zum Präsidenten emporhob. Auch ward ihm das Archiv anvertraut. Seine Geschicklichkeit und Thätigkeit zeigte Mändl besonders in den Zeiten des 30jährigen Krieges, wo er immer an Maximilians Seite war, dem er mit Rath und That beistand. Er begleitete den Churfürsten nach Böhmen, und theilte mit ihm alle

Beschwerden und Gefahren des Krieges. Oefter war er an den kaiserlichen Hof gesandt, und hatte dabei anstrengende Geschäfte, die er mit aller Pünktlichkeit und Treue verrichtete, weßhalb er sowohl von dem Kaiser, der ihn in den Freiherrnstand erhob, als von seinem Regenten mit Auszeichnung beehrt wurde.

Nach dem Tode des Churfürsten Maximilian I. wurde Mändl, nebst vier andern geheimen Räthen, gemäß dessen letzten Willens=Verordnung, zum Vormundschaftsrath des noch unmündigen Prinzen Ferdinand verordnet.

Ueber fünfzig Jahre leistete Mändl dem Vaterlande treue Dienste, und verrichtete bei den schwierigsten Umständen die wichtigsten Aufträge, nach dem Wunsche des großen Churfürsten, der ihn nur immer seinen Mann nannte. Er genoß im Wohlstand alle Freuden des Lebens, Güter und Ehre, und war zugleich ein sehr glücklicher Familien=Vater. Er hatte das seltne Vergnügen, aus 18 wohlerzogenen Kindern, 20 Enkel um sich zu sehen.

So wichtige Dienste Mändl in seinem männlichen Alter dem Vaterlande leistete, und so gesegnet sein Bemühen war, so veränderte sich doch in seinem hohen Alter mit einem Male sein Glücksstand.

Der junge Churfürst Ferdinand Maria wollte, um Kosten zu ersparen, und das verheerte Land nicht mit neuen Auflagen zu drücken, eine genauere Wirthschaft bei seinem Hoflager einführen. Er

befahl daher seinem Kammerpräsidenten Mändl, ihm eine genaue schriftliche Anzeige aller bisher übermäßigen Ausgaben zu überreichen. Der aufrichtige, biedere, gar nichts arges befürchtende Kammerpräsident überreichte diese Anzeige mit 40 Punkten, bei welchen, nach seiner Meinung, besser gewirthschaftet werden könnte. Allein diese Schrift ward von dem Churfürsten sehr ungnädig aufgenommen, und er machte sich dadurch so verhaßt, daß er manche persönliche Beleidigung dulden mußte.

Seine Feinde suchten ihn noch mehr zu verfolgen. Sie beschuldigten ihn einer Fahrlässigkeit, die seinen Untergeordneten zuzuschreiben war. Man untersuchte die Sache sehr strenge, er wurde zur Rede gestellt, und mußte für fremde Schuld bezahlen. Man verfuhr hart mit ihm, und entsetzte ihn seines Amtes und seiner Würden. Es ging ihm sehr mißlich. Dieß schmerzte den edlen Greis tief in der Seele. Oft äusserte er, daß er dieses Verfahren nicht verdient habe. Alle Vorstellungen, die er gegen diese harte Behandlungsart einreichte, blieben unerhört und hinterlegt. Der unglückliche Mann mußte sich in seinem 77sten Jahre für alle Mühen und Gefahren so sehr zurückgesetzt sehen, und dieß beschleunigte sein herannahendes Ende. Schweigend und duldend überließ er sich nunmehr den Fügungen des höchsten Verhängnisses und verließ dieses Thal der Thränen den 12. August 1666.

Die Edlen seiner Zeitgenossen beklagten in der Stille das Schicksal dieses verdienstvollen Mannes. Die späte Nachwelt wird sein Andenken ehren.

Er wurde in der U. L. Frauenkirche in München begraben, wo noch ein Stein an der Mauer einer Seiten-Kapelle seine Ruhestätte bezeichnet.

Andreas Wolf. † 1716.

Wolf Andreas, ein sehr berühmter Maler, geboren zu München, wo sein Vater Jonas Wolf ein mittelmäßiger Maler war.

In seiner Jugend sollte er sich den Wissenschaften widmen; allein, statt Aufsätze zu schreiben, zeichnete er immer allerlei Figuren auf das Papier. Man verwendete ihn also für die Malerkunst.

Seinen Vater, der hierin sein Lehrmeister war, übertraf er bald. Schnell entwickelte sich die Selbstbildung seines Talents.

Er malte nach eigner Manier, und nur Meisterstücke, die alle Bewunderung erregen.

Er bekam später auch Neigung zur Baukunst, und nach seinem Plane wurde die Kirche und Abtei zu Schöftlarn erbaut.

Wolf reiste nicht, er bildete sich selbst im Vaterhause und im Vaterlande. Als er Originalzeichnungen von Raphael in seine Hände bekam, machte er sich aus denselben die Schönheiten des Umrisses und den Styl der Antiken eigen.

Den Wein liebte er nicht, das Bier genoß er mäßig, immer aber war er mit der Kunst beschäftiget, daher er nie eine Schenke besuchte, und selten einen Spaziergang machte.

Sein Geld verwendete er für Werke der Kunst, und für Bücher.

Als er 36 Jahre alt war, nahm er sich die Tochter des Bildhauers Neu von Landshut zur Gattin.

In seinem Umgange war er fröhlich, freundlich und dienstfertig, sprach wenig; viel aber, wenn von der Kunst die Rede war.

Von seinen Werken befinden sich noch viele im In- und Auslande, und werden als besondere Kunstwerke geschätzt.

Er starb zu München 1716 in seinem 64sten Lebensjahre, und wurde auf dem Leichenacker außer der Stadt begraben.

Asam Kosmas. † 1760.

Asam Kosmas, ein berühmter Maler, war zu Benediktbayern geboren; sein Bruder Egid, ein eben so geschickter Bildhauer, erblickte zu Tegernsee das Licht der Welt. — Als beide ihre Kunst ziemlich erlernt hatten, machten sie eine Reise nach Rom, um sich in ihrem Fache noch mehr zu vervollkommnen. — Kosmas erhielt auch in der dortigen Akademie den ersten Preis. Seine Geschick-

lichkeit verbreitete sich bald im In- und Auslande. Beide Brüder ließen sich in München nieder, und Kosmas Lieblingswohnsitz war Thalkirchen, wo er sich ein Schlößchen mit einer Kapelle erbaute. —

Mehrere Kirchen Bayerns besitzen Denkmähler ihrer Kunst. Besonders befanden sich in den Klöstern viele Werke ihres Kunsteifers. Das schönste und herrlichste Monument ist aber die St. Johannes-Kirche in München, welche Egid Asam auf seine Kosten erbaute.

Da Kosmas im Ursuliner-Kloster zu Straubing zwei Töchter hatte, so malte er in die Kirche dieser Nonnen das Choraltarblatt: Maria Empfängniß und zwei Seitenaltarblätter. So zierten die beiden Brüder Asam mehre hundert Gebäude im In- und Auslande. — Kosmas letzte Arbeit war zu Einfiedl in der Schweitz, und dann zu Friedberg in Bayern, wo er die Kirche, ausserhalb der Stadt, Herrgotts-Ruhe genannt, malte.

Georg Sebastian Plinganser † 1738.

In den unglücklichen Zeiten Max Emanuels, als Bayern von den Oesterreichern besetzt, und ungemein gedrückt war, da traten einzelne Männer von Muth und bayerischer Biederkeit hervor, die sich zur Rettung des Vaterlandes verbanden, meistens Jünglinge bürgerlicher Herkunft, aber adelichen Gemüths. Unter diesen Edeln, welche das Vaterland von

den Feßeln feindlicher Knechtschaft befreien wollten, stund an der Spitze Georg Sebastian Plinganser, ein kräftiger, beherzter, junger Mann, verständig und kenntnißvoll, der mit eigner Todesverachtuug seiner Mitbürger Ehre und Eigenthum zu erhalten gesinnt war. Er verließ die hohe Schule zu Ingolstadt, wo er sich der Rechtswissenschaft gewidmet hatte, um seines Vaterlandes Rechte treu mit Schwert und Feder zu verfechten. Als er nach Pfarrkirchen, seinem Geburtsorte kam, erwählten ihn seine Landsleute zum Anführer der Landwehre.

Seinem Beispiele folgten noch mehrere Jünglinge, als Meindl, Oetl, Jäger, welche gleichfalls Schaaren von Fußvolk und Reiterei anführten.

In wenigen Wochen erhob sich eine Zahl von zwanzig bis dreißigtausend Landmännern, alle entschlossen, das Vaterland von Schmach und Noth zu befreien.

Plinganser sah mit Betrübniß das zahlreiche Heer nur vom Geiste der Rache geleitet, ohne gemeinsames Haupt zerstreut umher schwärmen. Er überredete die Anführer der Haufen, gemeinschäftlich der Städte und Brücken am Inn sich zu bemeistern, um eine starke Kriegsgränze gegen Oestreich zu gewinnen, und die Verbindung zwischen Bayern und Wien zu durchschneiden; dann erst sey Zeit, was im Vaterlande noch kaiserlich sey, zu vertilgen. Er selbst aber zog in Verbindung seiner Freunde gegen Burghausen, und zwang die kaiser-

liche Besatzung zur Uebergabe. Darauf eilte er mit einigen Schlachthaufen nach Wasserburg und von da nach Braunau, um sich mit kaiserlichen Truppen zu schlagen.

Hier war es, wo der kaiserliche Oberst von Wendt die tapfere Gegenwehr der Landesvertheidiger wahrnahm; er versuchte den Befehlshaber Plinganser durch Güte zu gewinnen. Er sandte daher dessen Stiefvater zu ihm in's Lager. Allein, dem Jünglinge war das Vaterland mehr, als der Vater. Er blieb bei den Bitten desselben, so wie bei Wendts goldenen Verheißungen und furchtbaren Drohungen taub. —

Bald darauf kam es zu einem hartnäckigen Gefechte, wobei viel Blut vergossen wurde. Schärding ward eingenommen, und eine Menge großen und kleinen Geschützes fiel in die Gewalt der Vaterlands-Vertheidiger.

Man wollte östreichischer Seits, um einen vortheilhaften Aufschub zu gewinnen, einen Waffenstillstand einleiten. — Plinganser widersetzte sich, verwarf den gefährlichen Antrag, munterte die Landmänner auf, und schlug die Oestreicher neuerdings bei Oetting am Inn.

In der Christnacht des Jahres 1705 unterlag eine große Zahl der Landesvertheidiger der feindlichen Uebermacht. Sie fielen als Helden im Kampfe fürs Vaterland. Dadurch sank nicht der Muth der Uebrigen, sondern sie zogen mit vereinten Kräften

heran, fest entschlossen, den Feinden nicht den Ruhm zu lassen, jemals den Sinn der Bayern gebeugt zu haben.

Als in der Folge durch Verrätherei der Anführer die edle Gesinnung der Vaterlands-Vertheidiger unterdrückt war, und die Schaaren weinend und fluchend aus einander gingen, zerbrach Plinganser im gerechten Zorne sein Schwert, mit welchem er das unterjochte Vaterland nicht hätte retten können, entließ seine Getreuen, und hielt sich verborgen.

Aus dieser Verborgenheit kam er erst dann wieder zum Vorschein, da Bayern von den Oestreichern befreit war. Er schrieb die Geschichte des großen Aufstandes einfach, getreu, und mit jener reinen Liebe des Vaterlandes, die ihn zur Ergreifung des Schwertes begeistert hatte.

Zu Augsburg, wo er als Kanzler und erster Rath des Reichsstifts St. Ulrich bis an das Ende seines Lebens den Ruhm eines gerechten und weisen Mannes trug, ruht seine Asche. Er starb 1738.

Johann Kupetzky. † 1740.

Das eigentliche Vaterland dieses seltnen Kunstgenies war Böhmen, doch hielt er sich in der Folge auch zu Nürnberg auf, wo er den 4. Junius 1740 seine irdische Laufbahn beschloß. Sehr wunderbar ist der Lebenslauf und die Entwicklung dieses Genies.

Kupetzky war von sehr geringen Eltern, die sich den Erwerb ihres Unterhalts sauer werden lassen mußten, erzeugt; indeß nährten sie sich redlich, und verwahrloseten die Kinder in Hinsicht der Erziehung nicht. Wäre es nach dem Sinne des Vaters gegangen, so sollte Johannes ein Weber werden; allein dem Knaben eckelte vor diesem Handwerk, und da man ihn hiezu zwingen wollte, so entfloh er in seinem 15. Jahre aus dem väterlichen Hause.

Die Noth zwang ihn zum Betteln, doch konnte ihn die bitterste Armuth nicht bewegen, wieder nach Hause zurück zu kehren. Ein Zufall führte ihn einst zu dem Schloße eines Grafen Czober, gerade als das Schloß von einem Maler aus Luzern, Namens Klaus, ausgebessert wurde. Mit ungewöhnlichem Ernste betrachtete der Knabe die Arbeit des Malers, ergriff dann eine Kohle, und bildete die Verzierungen so gut an einer Mauer nach, daß der Graf und der Maler erstaunten.

„Wer war dein Lehrmeister Junge?" fragte ihn der Graf-„Ich selbst, erwiederte Kupetzky. Dieß war dem Grafen genug, die natürliche Bestimmung dieses für die Malerei gebildeten Knaben zu entdecken; er übergab ihn daher dem Maler in die Lehre, und zahlte für ihn, als die Arbeit im Schloße zu Ende war, 100 Thaler Lehrgeld zur fernern Unterweisung des Knaben.

Hierauf reiste er mit seinem Meister nach Wien, wo er zu verschiedenen Malerarbeiten ge-

braucht wurde. In seinen Freistunden kopirte er mehrere Gemälde von vorzüglichen Meistern, woran er sein vornehmstes Vergnügen fand.

Nach drei Jahren verließ er seinen Meister, und wanderte nach Venedig. Seine kleine Baarschaft wurde immer weniger, er war bald von allen Mitteln entblößt, und fing an, Mangel zu leiden. Sein Empfehlungsschreiben an einen italienischen Edelmann blieb ohne Erfolg, und er fühlte sich nicht in geringer Verlegenheit, ohne Geld ein Land zu bereisen, dessen Sprache er nicht einmal verstand. Dennoch wollte er Italiens Städte sehen, um die alten und neueren Kunstwerke zu bewundern; aber er hatte Ursache, sein Vorhaben oft zu bedauern; denn überall, selbst in Rom, war das Glück für ihn eisern. Der drückendste Mangel zwang ihn, das Mitleid gutherziger Menschen anzuflehen. Ein biederer Schweitzer bemerkte seine Lage, war bewegt, nahm sich seiner an, und verschaffte ihm Unterkommen bei einem Maler, der Gesellen hielt. Hier hatte er Gelegenheit bei Raphael die Antiken und den erhabenen Geschmack zu lernen, und wochentlich widmete er diesem Studium einige Stunden, die übrige Zeit arbeitete er für seinen Meister. Eine gefährliche Krankheit hielt ihn auf seiner rühmlichen Laufbahn einige Zeit zurück; und nur durch die Kunst eines geschickten Arztes ward er noch gerettet, dem er nachher aus Dankbarkeit eines seiner gelungensten Gemälde schenkte. Der Arzt wid=

mete das Bild dem kaiserlichen Gesandten in Rom, wo es der Prinz Sobiesky erblickte und bewunderte. Er wünschte den Meister kennen zu lernen, und machte ihm den vortheilhaften Antrag, für ihn allein zu arbeiten. Kupetzky willigte ein, verdoppelte seinen Fleiß, und wurde für seine Arbeit von dem Prinzen stets überzahlt. Zwei und zwanzig Jahre arbeitete er in Italien, als ihn die Sehnsucht, seinen alten Vater wieder zu sehen, bewog, der Einladung des Fürsten Adam von Lichtenstein Gehör zu geben, und nach Wien abzureisen. Hier wurde der ganze Hof auf seine Kunst aufmerksam, und selbst Kaiser Joseph I., der ein Kenner der Künste war, fing an, ihn hoch zu schätzen. So einnehmend Kupetzky in seiner Kunst war, so war er es doch minder in seinem Umgange.

Der Kaiser wollte ihn zum ersten Hofmaler unter den vortheilhaftesten Bedingungen, die er sich selbst bestimmen konnte, ernennen. Allein Kupetzky dankte dafür, und wollte lieber unabhängig bleiben, als von der Gnade eines Kaisers abhängen.

Viele seiner Zeitgenossene tadelten ihn hieüber, und nur Prinz Eugen versicherte ihn deshalb seines Beifalls.

»Wohl Ihnen, sagte der Held, daß sie im Privatstande leben. Sie sind glücklicher, als die sogenannten Großen, die bei einem sorgenvollen Leben beständig den Anfällen des Neides ausgesetzt sind."

Selbst im fernsten Auslande war Kupetzkys

Kunst geschätzt. Der Kaiser von Rußland, die Könige von England und Dänemark, suchten ihn zu bewegen, an ihre Höfe zu kommen. Allein, er nahm die Einladungen nicht an, sendete aber Gemälde dahin.

Die Mißgunst einiger Maler in Wien konnte ihn nicht ruhen lassen, und suchte ihn den Aufenthalt daselbst lästig zu machen.

Die lange Besorgniß, wegen des protestantischen Glaubens der Inquisition in die Hände zu fallen, nöthigte ihn, die Stadt Nürnberg zu seinem Aufenthaltsorte zu wählen. Früher schon hatte er die verlassene Tochter seines ehemaligen Lehrers Claus aus Großmuth geheirathet, wurde aber schlecht dafür belohnt; denn die Undankbare hinterging ihm auf das Schändlichste, und trübte dadurch seine Lebensstunden.

Im hohen Alter beugte ihn tief ein unglücklicher harter Schlag. Sein einziger Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling, der einst des Vaters Ruhm fortzusetzen versprach, starb in der Blüthe seiner Jahre. Dieser Zufall warf ihn so sehr darnieder, daß er wahnsinnig wurde, und seinen Sohn nicht begraben lassen wollte. Dazu gesellten sich auch noch körperliche Leiden.

Lange konnte er es in diesem Zustande nicht aushalten. Er beschloß seine irdische Laufbahn im Jahre 1740 zu Nürnberg, wo er auch begraben liegt.

Seine Meisterwerke, worunter sich mehrere historische Stücke befinden, sind sehr zerstreut. Manche finden sich auch in der königlichen Bildergallerie in München, andere zu Augsburg, Nürnberg, Bayreuth. Mehrere trift man im Auslande.

Johann Heinrich von Falkenstein. † 1760.

Johann Heinrich von Falkenstein, ehemaliger Anspachischer Hofrath, gehört zwar nicht unter die gebornen Bayern, erwarb sich aber durch seine vortreffliche Geschichte von Bayern, welche in drei Foliobänden erschien, um unser Vaterland unsterbliches Verdienst. Von dem Geburtsorte und den Jugendjahren dieses merkwürdigen Geschichtschreibers weß man nichts Zuverläßiges. Er soll aus Schlesien gebürtig, und sein Vater als Offizier in Kriegsdiensten daselbst gestanden seyn.

Das Licht der Welt erblickte er im Jahre 1677 den 6. Oktober. Man weiß nur muthmaßlich, daß er in der evangelischen lutherischen Religion erzogen wurde, die er aber frühzeitig verlassen, und mit der römisch katholischen verwechselte, indem er mehrere Jahre an dem Eichstädtischen Hofe als Hofrath sich befand. Als er unter der Regierung des damaligen Fürstbischofes Anton mit nicht gar günstigen Auge angesehen wurde, so verließ er den Hof, und wandte sich nach Erfurt, und von da nach Schwabach, wo er seine übrige Lebenszeit mit gelehrten Arbeiten

zubrachte. Der Markgraf von Anspach ehrte seine Kenntnisse im reifen Studium der Geschichte, und legte ihm den Titel eines Hofraths bei. Späterhin, unter der Regierung seines Sohnes erhielt er eine jährliche Pension von 300 Gulden bis an sein Lebensende.

Er war verehlicht, dieß beweiset die von ihm selbst seiner Frau verfertigte Grabschrift. —

Seine Leiche ruht in der Stadt Schwabach, wo er den 4. Februar 1760 im 83. Jahre seines Alters verblich.

Joseph Kaspar Thürrigl, aus Gossersdorf im bayerischen Walde, spanischer Obrist.

Geboren im Jahre 1722.

Dieser vortreffliche Mann, welcher sich durch eigene Thatkraft bis zur Würde eines Vizekönigs von Sierra Morena in Spanien emporschwang, entstammt einer Bauernhütte aus Gossersdorf im bayerischen Walde, in welcher er den 31. Juli 1722 geboren wurde. Die Dorfschule zu Konzell, wohin Thürrigl als Knabe alle Tage zweimal gehen mußte, und die Schreibstube zu Gossersdorf, in die ihn der Bräuverwalter Vogel zu sich nahm, waren die einzigen Bildungs-Anstalten — und das Pflegegericht Mitterfels, wo er als Schreiber angestellt wurde, der erste selbständige Posten des jungen Thürrigls. Die Feder sollte der künftige Beruf desselben werden, mehr aus Zwang seines Göners, des obigen

Verwalters, als aus eignem Antriebe; aber der östreichische Erbfolgkriege entrückte ihn seiner gezwungenen Bestimmung, und brach die Bahn zu der Höhe, welcher sein großer Geist fähig war. Kaum 19 Jahre alt, trat er unter die Fahne des Vaterlandes als Freischütze, und zeichnete sich durch Muth und Einsicht so vortheilhaft aus, daß ihn der Kaiser Karl VII. zu München mit Geld belohnte, und ihm in der bayerischen Armee eine Beförderung versprach.

Thürrigl' entsagte dieser Hoffnung, und warb um französischen Sold. — Er wurde bei dem Regimente de la Mark als Kadet angestellt, und brachte es bald vorwärts. Im Gefolge des Generalstabes wohnte er allen Feldzügen vom Jahre 1742 bis 1760 unter dem Marschall Moritz von Sachsen im Erbfolge=, Brabanter= und siebenjährigen Kriege bei.

Im Jahre 1760 suchte er in Verbindung mit seinem Landsmanne dem Hrn. Obrist Gschray in fremde Dienste zu treten.

Thürrigl nahm wider den Willen des französischen Hofes seine Entlassung, kam nach Meißen, schloß mit Preußen eine Convention ab, und half mit einer Geschäfts=Gewandtheit, wie sie nur einem feinen Diplomatiker eigen seyn kann, ein Korps von 1600 Mann zu Pferd und Fuß errichten.

Sowohl durch seine Bravour, als durch seine Mannszucht, und durch sein uneigennütziges, hu=

munes, und zugleich strenges Benehmen gegen Offiziers, Soldaten und Unterthanen, erwarb er sich im hohen Grade deren Achtung, Liebe und Zutrauen. Durch Kabale und Intriguen wurde plötzlich aus der bisher gepflogenen Freundschaft mit Gschray die erbitterlichste Feindschaft und der blutgierigste, unversöhnlichste Haß.

Auf königlichen Befehl wurde der mannhafte Thürrigl als Staatsverräther verhaftet, und nach der Festung Magdeburg abgeführt. Hier schmachtete er beinahe ein Jahr, ohne daß er früher in den Stand gesetzt werden konnte, mit den bewährtesten Thatsachen gegen Gschrays Verläumdung seine Unschuld darzuthun, als bis zur Rückkunft desselben aus der französischen Gefangenschaft.

Vor dem Richterstuhle des gerechten und grossen Königs Friedrich II. offenbarte sich Thürrigls Unbescholtenheit und der schwarze Charakter des Generalmajors. — Der Obristlieutenant erhielt auf der Stelle eine ehrenvolle Entlassung und würde mit der Charge des kassirten Generalmajors entschädigt worden seyn, hätte sich nicht gerade in diesem Jahre der siebenjährige Krieg geendet.

Zufrieden mit seiner Ehrenrettung, und bereichert mit den Erfahrungen des menschlichen Schicksals reiste er über Bayern und Italien nach Spanien, um in der Armee eine Anstellung daselbst zu erhalten.

Der König erkannte ihn seiner Gnade würdig,

und Thürrigl ward in solcher als Obrist aufgenommen.

Einem thätigen Geiste ist die Ruhe immerhin widernatürlich.

Konnte Thürrigl nicht auf dem Schlachtfelde Lorbeern pflücken, — öffnete ihm die Muße des Friedens Aussichten zu unsterblicherm Ruhme in der Urbarmachung der andalusischen Wüste, Sierra Morena. — Der Stand, aus dem er geboren, gab hiezu den Fingerzeug — und die Jugend, welche er größtentheils unter den ländlichen Beschäftigungen seiner Eltern zubrachte, seiner ungeschwächten Phantasie die Art und Weise zu diesem großen Plane. Nach reiflicher Ueberlegung entdeckte er dem Könige dieselbe, und auf dessen Genehmigung und erhaltene, unumschränkte Vollmacht vollzog er mit geringeren Mitteln, was größere Staats-Oekonomen mit der ganzen Fülle ihrer Macht nicht vollbringen können. In wenigen Jahren bevölkerte er die unwirthbaren Thäler und Höhen von Sierra Morena mit Kolonisten aus Bayern und andern Staaten Teutschlands, welche auf dessen Ruf Tausend und abermal Tausende an der Zahl das Vaterland verließen, um für Frohne und Druck ein freieres Daseyn und Eigenthum einzutauschen. Allein nicht so krönte das Glück — Thürrigls hohes Verdienst um die ganze spanische Nation — am Ende seiner Tage. Habsucht und Neid entriß ihm, nachdem das schöne Werk gediehen war, die Frucht seines großen

Geistes. Die spanische Geistlichkeit war es, welche diesen vortrefflichen Mann, vielleicht ganz — verbannt hätte, würde es der Regierung nicht zu undankbar geschienen haben.

Im Genuße eines Gnadengehaltes beschloß der Mann seine letzte Tagesfrist, dessen Name ewig verklärt über die Höhen von Sierra Morena schweben wird.

Johann Michael Poppel. † 1763.

Nicht nur durch die Literatur oder im Kriegsdienste verdienstvolle Männer, sondern auch solche, die durch stille Thätigkeit dem Vaterlande zu nützen suchen, verdienen hier genannt zu werden. Hieher rechne ich einen, während seiner Lebenszeit nicht viel geachteten Mann, der durch sein Streben der leidenden Menschheit zu nützen, sich verdient machte.

Johann Michael Poppel, der Sohn eines Faßbinders in der Au, nächst München, wurde seinem Geburtsorte durch die Errichtung eines Waisenhauses merkwürdig. In seiner Jugend studierte er einige Schulen, stund dann in dem Waisenhause zu Erding und Freysing als Gehülfe, und kam zur Zeit des bayerischen Erbschaftskrieges in sein Vaterort zurück, wo er sich durch Privatunterricht nährte.

Da in diesem verheerenden Kriege eine Menge Kinder zu älternlosen Waisen gemacht wurden, und

viele derselben ohne Obdach und hinreichende Bedeckung herum liefen, so bemerkte und fühlte Niemand das Elend dieser Kinder so innig, als Poppel; er beherzigte das traurige Geschicke dieser verlassnen Waisen, und wurde durch sein Bemühen das wohlthätige Werkzeug zur Rettung dieser Unglücklichen.

Poppel besaß weder selbst Vermögen, noch kannte er reiche, oder viel vermögende Freunde, die sein Vorhaben unterstützten. Er hatte also nicht die geringste wahrscheinliche Aussicht auf irgend eine hinreichende Hilfe, als er sich vornahm, der Unterstützer und Vater der unbeschreiblich unglücklichen, aber von tausenden seiner Zeitgenossen nicht geachteten Kinder zu werden.

Der damalige Gerichtsherr, Freiherr von Widemann, gab ihm die Erlaubniß, mit seinem Vorhaben einen Versuch zu machen, und sein damaliger Hausherr, Christoph Nußbaum, Gerichtsdiener in der Au, räumte ihm um einen sehr geringen Zins eine große Stube ein. Sogleich setzte Poppel, so zu sagen, alle Elemente in Bewegung, um seinen Zweck sobald als möglich zu erreichen. Mit Hilfe seiner natürlichen Beredsamkeit, seiner Geschicklichkeit, jedem gehörig zu begegnen, und mit seiner unbesiegbaren Geduld (in manchen Häusern wurde er anfangs mit Ungestüm, ja sogar mit harten, oft unanständigen Begegnungen abgewiesen, was ihn aber nicht hinderte, wieder zu kommen), brachte er so viel Geld zusammen, daß er mit einigen Zöglingen den

Anfang machen konnte. Er sammelte demach am 30. Nov. 1742 bei 30 Knaben und Mädchen, führte sie erst in die Kirche zu Maria=Hilf, und dann in seine Stube, wo er mit einem unausgesetzten unbeschreiblichen Kampf wider ein Heer von Bedürfnissen, sieben volle Jahre mit außerordentlicher Selbstverläugnung stritt, und gleichwohl die armen Waisen erhielt.

Bald darauf wurde in allen Kirchen der Stadt und Au für die durch den Krieg verunglückten Wittwen und Waisen gesammelt, und da ein über alle Erwartung reicher Beitrag erfolgte, erhielt auch Poppel einen beträchtlichen Theil, welcher ihm so vielen Muth machte, daß er ein in der Nähe von der Maria=Hilf=Kirche gestandenes Haus kaufte, und zur Ausführung seines Zweckes herrichten ließ. — Wenn das Geld zum Bau nicht hinreichen wollte, bestürmte Poppel mit flehendem Ungestüm die Thüren der Reichen, — die ihn oft derb abwiesen, aber auf sein zudringliches Bitten dennoch wieder gaben. Gleichwohl wurde dem gutherzigen Poppel dieses Unternehmen auf das äußerste erschwert; er wurde der Fahrlässigkeit, der Eigennützigkeit, ja sogar der Untreue beschuldiget, und sehr hart mitgenommen; aber dem klugen, in sich selbst gerechtfertigten Poppel entfuhr nie ein unbescheidnes Wort; er litt Schmach und Unbild mit einer seine Gegner entwaffnenden Geduld, und antwortete nie etwas anders, als daß die Zeit ihn rechtfertigen würde. Dieß

traf auch auf das pünktlichste ein. Der Hausbau kam endlich zu Stande, und von dem Augenblicke an nahmen sowohl die Bewohner der Stadt München als der Au, von dem seltenen Manne Poppel und seinem Unternehmen nähere Einsicht.

Der Gerichtsherr ertheilte ihm ein förmliches Sammlungspatent, und Poppel brachte in kurzer Zeit 72 Wohlthäter zusammen, welche die von den Hausbau noch vorhandenen Schulden zahlten, und zugleich für die innere Einrichtung und die nöthigen Geräthschaften des Hauses sorgten.

Und nun wischte sich Poppel das erste Mal den Schweiß von seinem Angesichte, und blickte mit einer Freude, mit welcher nur ein Mann seiner Art bekannt und erquickt wird, auf sein vollbrachtes Tagwerk hin. Er gab der Anstalt den Namen des Waisenhauses zu St. Andrä.

Als nach und nach eine beßere Einrichtung des Armenwesens überhaupt getroffen wurde, erhielt das Waisenhaus anfangs unbestimmte Summen, endlich einen beständigen Beitrag von monatlichen 80 fl.

Poppel verbesserte jetzt die Hausordnung, theilte die Kinder in vier Klassen, und gab seiner Waisenpflege eine sehr gute Verfassung.

Er starb im Jahre 1763 mit dem Verdienste und dem Trost, eine der wohlthätigsten Anstalt unternommen und ausgeführt zu haben.

In der Folge wurde das Institut den Zeitumständen gemäß verbessert, es wurde die Normal-

lehrart eingeführt, in moralischer und physischer Hinsicht für die Pfleglinge gesorgt, öffentliche Prüfungen veranstaltet, und Geschenke zur Aufmunternng der Kinder vertheilt.

Seit dem Entstehen dieser Anstalt haben über 2500 Kinder Pflege und Unterhalt gefunden, die größtentheils als nützliche Mitglieder in die Welt kamen, da die Mehrzahl derselben ohne dieser wohlthätigen Unterstützungs-Anstalt gewiß zu unnützen und verdorbenen Müßiggängern herangewachsen wäre.

Johann Adam Freiherr von Ickstädt.

† 1776.

Johann Adam Freiherr von Ickstädt verdient mit vollem Rechte unter die verdienstvollsten Männer gezählt zu werden, welche Bayern hervorgebracht hat. Dieses seltene Genie, das von selbst aus geringem Stande hervorging, und sich zu einer ausgezeichneten Größe im Reiche der Wissenschaften emporschwang, wurde zu Bockenhausen bei Eppstein geboren. Sein Vater, ein Hammerschmied, wollte ihn auch zu dieser Profession verwenden. Er sollte also nur so lange die Schulen zu Eppstein besuchen, bis sein Körper für die Eisenschmiede hinreichend abgehärtet wäre. Ickstädt, zum Gelehrten geschaffen, begriff bald die Grundsätze der lateinischen und griechischen Sprache, und schwang sich über alle seine Mitschüler hinaus. Dieses so frühzeitig auf-

blühende Talent rührte seinen Vater nicht, ob er sich gleichwohl durch seine Sparsamkeit ein ziemliches Vermögen erworben hatte. Der junge Ickstädt entwich daher nach Mainz. Hier fand er durch sein einschmeichelndes Wesen, verbunden mit ungemeiner Fähigkeit, bald Freunde und Unterstützung.

In seinem zwölften Jahre hatte er schon alle bessern klassischen Schriftsteller gelesen. Neue Schritte seines Vaters, ihn von den Studien abzuhalten, bewirkten, daß er auch Mainz verließ, und mit wenig Geld und einem Empfehlungsschreiben von seinem Lehrer zu Fuß nach Paris ging. Hier fand er an Peter von Varignon und Fontenellen thätige Freunde, studierte die höhere Geometrie, das damals noch beliebte philosophische System des Descartes, und lernte die französische Sprache gründlich und zierlich durch Umgang, und das Lesen der französischen Autoren.

Unbekannte Umstände zogen ihn in seinem achtzehnten Jahre von der so glücklich betretenen Bahn ab. Ickstädt erscheint auf einmal als gemeiner Soldat, wechselt aber bald die französische mit der kaiserlichen Montur. Sein ganzes Vermögen, das er zu seinem neuen Stande mitbringt, besteht in einem alten Homer, Horaz und Fenelons Telemach. Mit diesen in der Tasche steht er Schildwache, und um sich die Langweile zu vertreiben, stellt er sein Gewehr bei Seite, und nimmt für dasselbe den Telemach.

Ickstädt, der als Soldat eben dieselbe Rolle, wie im Stande der Gelehrten gespielt hätte, wurde wieder aus der Montur geholfen, und den Musen zugesellt. Der General Boneval bemerkte einst die Nachlässigkeit desselben auf seinem Posten, indem er ihn in einem Buche lesend antraf; sogleich fragte er ihn, was er gelesen habe. Ickstädt übergibt seinen Homer, Horaz und Telemach als sein liebstes Eigenthum. Boneval, selbst ein Kenner der Wissenschaften, staunte ein solches Talent an, das unter einer gemeinen Soldatenmontur verborgen war, machte ihn auf der Stelle zu seinem Vertrauten, und entdeckte ihm seinen geheimen Entschluß, in die Türkei überzugehen, mit dem Versprechen, ihn als Sekretär mitzunehmen. Ickstädt, durch diese Gelegenheit von der Musquete befreit, reiste mit Boneval nach Venedig, machte, während dem, daß dieser mit der Pforte in Traktaten stand, Bekanntschaft mit den dasigen Gelehrten, und untersuchte alle Denkmähler der Kunst.

Da indeß Ickstädt mit Boneval nach Konstantinopel zu reisen sich weigerte, überließ ihn dieser seiner Dürftigkeit. Damit schon vertraut, ging er über Holland, wo er sich einige Zeit durch Unterricht in fremden Sprachen Geld gewann, nach London. Hier trat er mit Newton und Pope in genaue Verbindung, ohne die Nahrungssorgen unter die letzten zu zählen. Daher stellte er vor seinem Quartiere eine Tafel aus, mit der Aufschrift: „Hier

lernt man Mathematik, Griechisch und Latein." — Da der Einfall etwas sonderbar ließ, so kamen sehr viele Zuhörer herbei. Seine Lehrgeschicklichkeit wurde bekannt, und verschaffte ihm so weit reichenden Unterhalt, daß er Schottland und Irland dabei durchreisen konnte. Christian Wolfs Ruhm zog ihn von London nach Marburg. Wolf durchging mit ihm das Studium der Weltweisheit, ertheilte ihm die Magisterwürde, und verschaffte ihm die Freiheit, über die Philosophie und Mathematik Vorlesungen zu halten. Im Jahre 1729 kehrte er in sein Vaterland zurück, durfte aber keine Vorlesungen halten. So wurde mancher treffliche Mann in seinem Vaterlande mißkennt, um auswärts seine Talente zu zeigen. — Einsam und nachdenkend über sein künftiges Schicksal ging Ickstädt einst spazieren, als ihm Graf Stadion begegnete, der sichs zum Gesetze machte, ihn bestmöglichst zu befördern. Bald erbot sich auch Gelegenheit dazu, indem der Fürstbischof von Würzburg, Friedrich Karl, einen Staatsrechtslehrer verlangte. Stadion empfahl Ickstädt, und dieser war ausersehen, die Studien in einen bessern Stand zu setzen, und Vorurtheile zu bekriegen. Er trat sein Lehramt mit dem Range eines wirklichen Hofraths an. Kaum volle 29 Jahre alt, hatte er einen so weiten Kreis schon durchwandert, so viel gesehen, gelernt, erfahren, und sich die größten Gelehrten von Europa zu Freunden gemacht, geprüft in den mancherlei Szenen des menschlichen Lebens, und

war dabei unermüdet in den Wissenschaften vorwärts geschritten.

Neun Jahre lang arbeitete Ickstädt unermüdet eben so für seinen eignen, als für den Ruhm der Universität zu Würzburg.

In dieser Zeit sollte Maximilian Joseph, Churprinz von Bayern, einen Lehrmeister in den Wissenschaften erhalten, und zwar auf Begehren seines durchlauchtigsten Herrn Vaters einen Teutschen, weil auch der Prinz zum Beherrscher eines der mächtigsten teutschen Staaten bestimmt war. Der so würdige Graf von Stadion empfahl zum zweitenmale seinen lieben Ickstädt zu diesem wichtigen Amte. Ickstädt kam nach Bayern mit einem Gehalte von 2500 Reichsthalern. Bei den großen Auftritten in Europa, die Karl VI. Tod herbeiführten, zeigte er sich durch schriftliche Unterstützung der bayerischen Ansprüche an die östreichischen Erblande, und in der Reichshofraths-Stelle unter Karl VII. als einen geschickten Staatsmann, und erhielt, seiner ausgezeichneten Verdienste wegen die Reichsfreiherrnwürde.

Als Maximilian Joseph, nach dem Absterben seines Vaters, die Regierung antrat, ging Ickstädt als Direktor der Studien, und Lehrer des Natur-, Völker- und Staatsrechtes und der ökonomischen Wissenschaften nach Ingolstadt, wo er bis 1776 dreißig Jahre hindurch thätig wirkte.

Der 17. August 1776 war der Tag seines Todes.

Johann Michael Gschray aus Monheim bei Donauwörth, preußischer General-Major. † 1762.

Johann Michael Gschray, zu Monheim, einem Städtchen bei Donauwörth gebürtig, wo dessen Vater und Großvater Eisenamtmann war, schwang sich aus diesem Stande durch nichts, als durch Kühnheit und List bis zum Range eines General-Majors.

So außerordentlich für jene Zeit der Schwung von einem Gerichtsdiener zu der Würde eines General-Majors ist, so ist er doch in der Geschichte nicht unerhört, denn es hängt nur zu oft vom Glücke ab, den geeigneten Zeitpunkt zu treffen, und die rechten Mittel anzuwenden.

Eine böse Stiefmutter und der karge Dienst seines Vaters bewogen ihn, Monheim im 17ten Jahre zu verlassen, um anderswo bessere Dienste zu suchen.

In seinem dreißigsten Jahre erlangte er durch die Heirath einer Wittfrau den Amtmannsdienst zu Schieling, von da kam er nach Mitterfels und endlich als Eisenamtmann nach Deggendorf.

Sein heftiges und unanständiges Benehmen gegen die Vorgesetzten, und sein äußerst leichtsinniger Lebenswandel hätten ihn bei diesem Pfleggerichte vom Dienste gebracht, wenn nicht der östreichische Erbfolge-Krieg ihn zu einer andern Bestimmung veranlaßt hätte. — Er war es, der da-

mals durch eine geschickte Anführung eines französischen Commandos den Markt Viechtach und die Umgegend von den grausamen Exekuntaten, den Panduren des Obristen Trenk befreite. —

In seinem 50sten Jahre begann er seine militärische Laufbahn. An der Spitze der Freiwilligen unternahm er als Freischütz mehrere Ausfälle auf die Panduren und Kroaten, welche in zerstreuten Haufen das Land durchplünderten. Aufgemuntert durch seine Bravour, und glühend vor Begierde, dem Vaterlande zur Zeit der Gefahr zu nützen, verfügte er sich zum Kaiser Karl VII. nach Frankfurt, und bat um die Errichtung eines berittenen Freikorps. Der Kaiser genehmigte seinen Antrag, und beförderte ihn zum Lieutenant und Chef des Corps.

Gschray über die Höhe seines Glückes außerordentlich erfreut, und begeistert von dem Glauben, daß ihm dasselbe in diesem großen Kampfe für das Vaterland eine Heldenrolle zugedacht habe, bestrebte sich mit rastloser Thätigkeit, sein Korps zu organisiren, um bald Ehre und Ruhm zu ärndten.

Alle Gerichtsdiener Bayerns wurden aufgefodert, ihre Söhne und Knechte an ihn zur Rettung des Vaterlandes abzuschicken, — und in kurzer Zeit stand ein Freikorps zum Dienste des Kaisers. Die ausgezeichnetsten Dienste bewährten die Brauchbarkeit desselben. Oft wagte es sich tollkühn in die Schaaren der Feinde, und nachdem es einigen Schaden denselben zugefügt, rettete es sich mit Mühe.

Im Jahre 1743 ward er zum Hauptmann befördert, und sein Corps um einige Hunderte verstärkt. Allein für jetzt waren für ihn wenig Lorbeern zu verdienen, weil der Feind beinahe ganz Bayern in Besitz, und der Kaiser zu wenig Macht hatte, ihn daraus zu verdrängen. — Gschray sammelte seine Truppen bei Philippsburg, marschirte im Frühjahre 1744 mit der bayerischen Armee über den Rhein, an welchem oft blutige Gefechte zwischen den Ungarn und seinen Dragonern vorfielen. In einem derselben würde er sicher, (wie schon mehrmal) den Feinden in die Hände gekommen seyn, wenn ihn nicht die Schnelligkeit seines Pferdes gerettet hätte. —

Durch seine und seiner Truppen Tapferkeit und durch hartnäckige Vertheidigung gewann er dem Feinde manche Vortheile ab. Seine folgereichen Unternehmungen blieben nicht unbelohnt. Noch in demselben Jahre, als er bei Donauwörth stark verwundet von der brennenden Brücke stürzte, wurde sein Verdienst anerkannt, und Gschray zum Obristwachtmeister befördert. —

Ohne Kenntnisse, und ohne Kunst pochte er auf die Stärke seiner Dragoner, auf seinen Ruf und auf sein Glück, welches ihm bisher so günstig schien.

Gschray voll großer Entwürfe und brennend vor Ruhmbegierde konnte kaum die Gelegenheit erwarten, den Feind zu bekämpfen.

Sie ereignete sich, und zwar eine kurze Zeit vor dem beendigten Kriege, — als Berenclau gegen München anrückte, bei Ismaning an der Isar. Aber hier unterlag blinde Tapferkeit der Kaltblütigkeit, und dem kunstgerechten Reiterangriff der ungarischen Husaren. — Hier war es, wo durch die Einsicht seines Lieutenants Luckner ein großer Theil des Korps gerettet wurde.

Diese war die letzte Affaire Gschrays in bayerischen Diensten. Der im Jahre 1745 erfolgte Friedensschluß setzte dem nach Ruhm Strebenden auf einmal ein unerwünschtes Ziel. —

Nach beendigtem Kriege war die Mannschaft größtentheils abgedankt, und Gschray sollte mit dem Titel eines Obristlieutenants als Kommandeur der Gränzwächter aufgestellt werden. Da aber auch dieses keinen Bestand hatte, und wieder aufgelößt wurde, war Gschray ob der Geringachtung seiner Verdienste um den Staat entrüstet, ging von München nach Augsburg, und bestrebte sich bei Frankreich Dienste zu erhalten, wo er sie auch bald fand.

Er war nun als Obrist in französischen Diensten. Der zwischen Frankreich und den Seemächten zu bald abgeschlossene Friede gönnte Gschrays militärischen Kenntnissen keine Gelegenheit, unter dieser Macht eine glänzende Rolle zu spielen, wohl aber, sich, seine Familie und Anverwandte zu hohen Ehrenstellen zu erheben, und bereichern zu können.

Nach Verlauf von 10 monatlichen Kriegsdiensten

wurde das Korps aufgelößt, und ihr Chef mit 3000 Livres und dem Ludwig=Ordenskreuz in die Pension versetzt.

Dem alten, sieggewohnten Krieger war es unmöglich, auf seinen Lorbeern die Lebensfrist gemächlich zu genießen, ihn reitzte die Hoffnung, Kommandeur eines in seinem Vaterlande neu errichteten Husaren=Regiments zu werden, und reiste in dieser Absicht nach München. Er würde hier ohne weiters seine Absicht erreicht haben, wenn ihm der hohe Eigendünkel, und der unerträgliche Stolz, mit welchem er überall auftrat, und dummdreust alles tadelte, was nicht französisch war, die Gunst aller seiner Gönner entzogen hätte. — Getäuscht in seiner Meinung, kehrte er wieder nach Straßburg zurück, und nachdem Haus und Vermögen durchgeschwelgt war, zog er nach Bayern, bewohnte eine Miethe zu Donauwörth, in welcher er kümmerlich von der Pension lebte.

Als in Teutschland der siebenjährige Krieg ausbrach, both Gschray verschiedenen Mächten ungesäumt seine Dienste an.

Von vielen wurde er abgewiesen, doch endlich von Preußen zum Chef von 6 Escadrons Kavallerie und 6 Kompagnie Infanterie mit dem Range eines Generalmajors ernannt. — Eine Handlung warf einen vorzüglichen Schatten auf seinen Charakter. Er überschrieb nämlich seinen Landsmann und vormaligen Freund, den unschuldigen Obristlieutenant

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Thürrigl als einen Verräther der Majestät von Preußen, und wollte ihn durch ewige Gefangenschaft oder durch das Blutgerüst für sich unschädlich machen; allein von dieser Zeit an kehrte ihm das Glück den Rücken. Er wurde von den Franzosen überfallen, und gefangen nach Kassel abgeführt. — Er fiel in die Untersuchung, gerieth in Ungnade, wurde seiner Dienste entlassen und kam am 1. April 1763 nach Bayern. — Er begab sich nach Wending, wo er im 70. Jahre seines Alters nach wenigen Monaten in größter Armuth verschied.

Andreas Felix von Oefele. † 1780.

Dieser berühmte bayerische Gelehrte, der sich durch eigenen Fleiß und eigenes Verdienst aus dem gemeinen Stande zu einer erhabenen Würde emporschwang, ward in München (1706) gerade zu einer Zeit geboren, wo man nicht nur in Bayern, sondern auch in ganz Teutschland keinen zu hohen Werth auf Wissenschaften legte.

Seinen leiblichen Vater, einen Wirth, hatte er frühzeitig verloren; fand aber an dem Herrn von Schollenberg, einen Edelmann aus Schlesien, gleichsam einen zweiten, der seine Geistesgaben entwikelte, und ihn veranlaßte, sich noch mehr zu vervollkommnen. Er bewog ihn zum Studieren, und der Jüngling lohnte seine Großmuth, die er ihm

erwies, durch anhaltenden Lerneifer. Mit unbeugsamer Geduld und eisernem Fleiße überwand er bald die Dornenwege, die er besuchen mußte, um zu seinem Ziele zu gelangen. Seine Seele dürstete nach Wissenschaft und Tugend, und jeder andere Gedanke, jede Begierde, die nicht dahin führte, blieb unbefriedigt.

Für ihn hatten die gewöhnlichen Ergötzungen der Jugend keinen Reitz, und über ihn die Gemächlichkeit keine Gewalt. So wie er mäßig lebte, so schlief er auch wenig. Seine ganze Tageszeit, und oft sogar die Stunden der Ruhe widmete er dem Studium. Schon in früher Jugend legte er ungemeine Proben seiner künftigen Größe ab, worüber Jedermann staunte. Er wähnte immer noch zu wenig gethan zu haben, und je mehr er fortrückte, desto mehr sah er vor sich.

Nachdem er bei den Jesuiten die untern Klassen zurückgelegt, und die Philosophie studiert hatte, begab er sich nach Ingolstadt. Ein Jahr darauf reiste er nach Löwen, einer der ersten Universitäten, wo er sich viele gründliche Kenntnisse sammelte, und schon damals, er war etliche und zwanzig Jahre alt, sein Andenken vielen Werth machte.

Nach vollendeten Studien verwendete er einige Zeit auf Reisen durch Teutschland, Frankreich und Böhmen. Er suchte und fand hiebei die Freundschaft der berühmtesten Männer, lernte viel Nützliches und Brauchbares, und erwarb sich durch seine

Bescheidenheit allgemeines Zutrauen. Auch das Vaterland ehrte ihn, indem es ihn bei seiner Zurückkunft das Kostbarste, was es damals besaß, anvertraute, nämlich die zwei Prinzen des Herzogs Ferdinand, deren Unterricht und Bildung er mit so viel Wärme besorgte, als er die Wichtigkeit seines Berufes nach seinem ganzen Umfange kannte.

Die Prinzen waren ihm mit belohnendem Vertrauen und zärtlicher Liebe ergeben. Als der ältere starb, ernannte ihn Prinz Clemens, sobald er als majoren erklärt wurde, zu seinem Cabinätssekretär, so wie er ihn längst zum Rathgeber in den wichtigsten Angelegenheiten erwählt hatte.

Hätte Oefele Reichthum und Rang gesucht, so würden ihm selbe sicher zu Theil geworden seyn; aber er hatte den Werth besserer Dinge kennen gelernt, und Bedürfnisse höherer Art waren ihm zur Natur geworden.

Hieher rechne man seine schöne Sammlung von Büchern und Kunstwerken, wobei er seine schönste Unterhaltung fand. Er floh das Spiel und den zeitraubenden Scherz, begnügte sich in seiner Haushaltung mit den wenigen Bedürfnissen des Mittelstandes, und wendete sein Vermögen, das er um diese Zeit erbte, vorzüglich auf eine Sammlung der gewähltesten Schriften und Denkmäler des Alterthums an.

Churfürst Maximilian, der das Außerordentliche an dem jungen Manne bemerkte, wählte ihn,

indem er ihn auch zum Hofrath erhob, zum Bibliothekar.

Oefele kannte den Werth dieser kostbaren Bibliothek, er kannte aber auch die Pflichten eines Bibliothekars, und stellte dieselbe binnen kurzer Zeit so her, daß sie die Bewunderung aller Sachverständigen nach sich zog, die bisher ihre eigenen Schätze nicht kannten. Er zählte und bewahrte nicht bloß die Bücher, er las und studierte sie auch.

Er selbst trank aus der Quelle des Lichts. Aus seiner Feder floßen viele nützliche Schriften, besonders eine große Sammlung der bayerischen Geschichtschreiber, ein unvergeßliches Werk, das in zwei Foliobänden erschien, und zu diesem noch viele andere historische Arbeiten, die als Denkmäler seines unermüdeten Fleißes aufbewahrt werden.

Wenn sich Oefele von den öffentlichen und gerichtlichen Geschäften entfernte, so geschah es nur, um der Gesellschaft nützlicher zu werden. Er selbst war gerne im Zirkel gelehrter Freunde, die ihn wie einen Vater ehrten, und nie ohne Trost und Ermunterung von ihm gingen. Er redete und schrieb außer der französischen und italienischen Sprache noch die griechische und lateinische mit eben der bewunderungswürdigen Fertigkeit, wie seine eigene Muttersprache.

Alle seine Werke sind in lateinischer Sprache in eben dem reinen, klassischen Ausdrucke geschrieben, so wie er den Geist der alten Klassiker gänzlich auf-

gefaßt hatte. Bei seiner großen Gelehrsamkeit war er herablassend, offen und treuherzig. Seine zuvorkommende Freundlichkeit, an der man keinen Zwang bemerkte, lud zum Vertrauen ein, und die Würde, die aus seiner Gestalt hervorleuchtete, gab seinen Reden das unumschränkteste Ansehen. Nichts ging ihm über die Freude, Jemanden eine Gefälligkeit erweisen, eine dunkle Stelle aufklären, oder einen guten Rath ertheilen zu können. Er hatte eine Abneigung, von Jemanden Böses reden zu hören, und befließ sich, wo er konnte, die Schwachheiten der Menschen zu entschuldigen. Er hielt sich ein Tagebuch, in welchem er die wichtigsten Dinge, die ihn oder seine Familie betraffen, umständlich bemerkte.

Mit seiner Gattin, einer gebornen Plimelmayerin, lebte er in einer musterhaften glücklichen Ehe.

Er war eben so gottergeben, als eifrig im Christenthume; Gebet und Gottseligkeit war sein Beginnen am Morgen, Dank und Demuth begleitete ihn zur Ruhe.

Seine Mäßigkeit und Seelenruhe erhielt ihn stets in dauerhafter Gesundheit, und verschaffte ihm eine stete Munterkeit im hohen Alter.

Churfürst Maximilian, der unsterbliche Beförderer der Wissenschaften, erhöhte seinen Gehalt ansehnlich, und erhob ihn in den Adelstand. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und genoß die Achtung und Liebe sowohl der inländischen als ausländischen Gelehrten.

Churfürst Karl Theodor gab ihm gleichfalls die thätigsten Proben wahrer überzeugter Hochachtung, und vernahm mit der Betrübniß eines Weisen seinen Tod, durch welchen er 1780 den 24. Februar an einem Steck-Katarrh im vier und siebenzigsten Jahre seines Alters dem irdischen Vaterlande entrissen wurde.

Johann Franz Seraph von Kohlenbrenner, churfürstl. Hofkammerrath. † 1783.

Es ist schwer, von dem Leben dieses merkwürdigen Mannes etwas würdiges zu schreiben, weil kein offizieles Blatt seinen Ruhm verkündet. Sein Wirken war nur im Stillen.

Was hier von seinem Lebenslaufe berührt ist, hat man nur aus mündlichen Quellen geschöpft.

J. Franz Seraph von Kohlenbrenner, geboren in der Salinen-Vorstadt Au bei Traunstein, war der Sohn eines Salzverwahrers. — Sein Vater Rupert konnte ihm zum Erbtheil nichts geben, als eine fromme häusliche Erziehung, die ihm auch zu Theil ward.

Seine Kindheit floß unbemerkt vorüber. Dagegen kündigte seiyes Knabenalters schöne Morgenröthe schon manches Ungewöhnliche an. Früh legte er alles Kindische ab, und hegte einen ernsten, männlichen Sinn. Noch hatte er das achte Jahr nicht erreicht, noch waren ihm kaum die ersten Elemente

des Wissens bekannt, als er schon anfing, von eignem Genie und Gefühl geleitet, verschiedene Versuche zu machen.

Diesem deutlichen Winke der Natur, der einen großen Mann verkündete, folgte der Vater. Er übergab seinen lernbegierigen Knaben der Aufsicht eines geachten Jugendfreundes. Dieser gab ihm Veranlassung zum Nachdenken, und entwickelte seine Talente noch mehr. —

Studiert zu haben kann sich von ihm Niemand erinnern.

Durch frühere körperliche Leiden war er gewöhnt, sich bey den Eindrücken des Schmerzes ruhig zu verhalten. — Theils durch natürliche Anlage, theils durch schwere Krankheiten während seiner Jugend erhielt sein schwacher Körper einen Mißwachs, so, daß seine Gestalt auf den noch vorhandenen Porträts mehr einer Carikatnr ähnlich sieht.

Es ist daher nicht immer auf das Aeußere eines Menschen zu sehen, denn trägt nicht auch mancher krummer Baum bisweilen die kostbarsten Früchte?

Schon frühzeitig begab sich Kohlenbrenner zur Schreiberei, und leistete als Schreiber im Salzmaierischen Amts-Archiv zu Traunstein wichtige Dienste. Sein Amtseifer erprobte sich vorzüglich darin, daß er das durch verheerende Kriege im Verfall gerathene Salinenwesen in die beste Ordnung herzustellen strebte.

Sein Verdienst war anerkannt; er wurde nach München berufen, und da er bei verschiedenen Fällen und in verschiedenen Commissionen mit vielem Nutzen und Eifer arbeitete, sowohl von vielen seiner Zeitgenossen, als vorzüglich von Churfürst Max III. sehr geschätzt, und zum wirklichen Hofkammerrath ernennt.

Churfürst Karl Theodor erhob ihn auch in den Adelstand, und überreichte ihm das Adels-Diplom am 26. Juli 1778.

Nebst seinen vielen Geschäften besorgte er noch ein zur Aufklärung des Volkes so nöthiges Intelligenzblatt und andere nützliche Schriften. —

Bewandert in allen Zweigen der Wissenschaften, wurde er zum Mitgliede verschiedener gelehrter Gesellschaften des In- und Auslandes gewählt.

Die kais. königl. Akademie zu Roveredo, die zu Zürch, die teutsche Gesellschaft zu Anhalt, dann die Akademie zu Erlangen und andere nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Auch die churbayer. Landwirthschafts-Sozietät wählte ihn zum Ausschuß, und er unterzog sich dabei dem Geschäfte eines Aktuars. —

Nicht minder berühmt machte sich Kohlenbrenner durch seine teutschen Kirchenlieder, welche damals als die ersten in Bayern häufig gefunden wurden.

So merkwürdig dieser Mann durch die Schicksale seines Lebens war, eben so merkwürdig war

er, wie schon gesagt, durch sein Aeußeres. Die Natur hatte bei ihm den Kern gleichsam in eine äusserst ungenießbare harte Schale gelegt.

Sein Körper war unvollkommen organisirt, der Rücken mit einem Höcker bezeichnet. Sein Mund breit, und im Vergleich mit seinem kleinen Körper unverhältnißmäßig groß. Seine tief liegenden Augen und sein Blick verriethen den Geist nicht, der in ihm steckte.

Sein Temperament war etwas melancholisch. Die Grundlage seines Charakters war die Schwäche seines Körpers; demongeachtet fehlte es ihm nicht an Denkkraft. In seinen Trieben und Geistesanstrengungen war er unermüdet; jedoch waren seine Lieblingsneigungen oft schwankend und unbestimmt.

Bei seinem ungeformten Körper, seiner schwachen Gesundheit, seiner frühern mangelhaften Erziehung ist es zu verwundern, wie er es durch seinen rastlosen Fleiß und Betriebsamkeit ohne fremde Hilfe, durch Authodidaktik zu einer solchen Vielfalt von Kenntnissen gebracht hat.

Was er am Geiste ward, das ist er ganz durch sich selbst geworden. Ohne einen eigentlichen Unterricht in den Wissenschaften erhalten zu haben, verdankte er all sein Wissen seinem eigenen Fleiße.

Im geräuschvollen gesellschaftlichen Leben fand er eben nicht viel Geschmack, desto mehr aber war er für die vertrauliche Gesellschaft, und für die ei-

gentliche Freundschaft geeignet. — Lächerlich gemacht zu werden, wozu seine Person oft Anlaß gab, konnte er am wenigsten ertragen.

Pöbelhafte Seelen setzten in dieser Hinsicht seine Geduld oft auf die Probe.

Leidende unterstützte er nach Kräften, konnte er nicht in der That helfen, so unterstützte er sie mit Rath.

Kohlenbrenner war übrigens noch ein Lehrerfreund, besonders der Lehrer vom Lande, und unterstützte sie nach Kräften, denn er wußte ihren Mangel, und war von der Nothwendigkeit ihres Berufes innigst überzeugt.

Er starb im Jahre 1783.

Ferdinand Sterzinger. † 1786.

Dieser in der Geschichte der bayerischen Aufklärung so merkwürdige, und für die Gründung und Vorbereitung derselben so unermüdet wirksame Mann wurde zu Lichtenwörth in Tyrol 1721 am 24. Mai geboren. Durch ein sorgfältiges Studium der lateinischen Klassiker legte er frühzeitig den Grund zu seinen gelehrten Kenntnissen, so wie zu der liberalen Denkart, die ihn in der Folge karakterisirten. Seine Erziehung oder Neigung führte ihn bereits schon im 19. Jahre seines Alters dem regulirten Orden der Theatiner zu, in welchem er sein feierliches Gelübde ablegte. Da dieser Orden in den berühm-

testen Städten eigne Kollegien, und die schönste Gelegenheit hatte, seine Zöglinge mit den literarischen Vorzügen bekannt zu machen, so wurde auch Sterzinger nicht versäumt.

Seine Obern schickten ihn zuerst nach Rom, dann nach Bologna, und von da nach Prag, wo er die berühmtesten Männer kennen lernte.

Im Jahre 1753 war er als Lehrer der Philosophie nach München versetzt, wo ihm zugleich die Aufsicht über die niedern Schulen anvertraut, und wo er kurz darauf in die von Maximilian Joseph III. gestiftete Akademie der Wissenschaften aufgenommen, und im Jahre 1762 zum Obern des Theatiner=Ordens erwählt wurde, welches Amt er zur allgemeinen Zufriedenheit drei Jahre hindurch verwaltete.

Durch seine geläuterten Kenntnisse und vorzüglich durch seine seltene Kühnheit, veraltete Vorurtheile zu bekämpfen, machte er sich merkwürdig, wurde gesucht und geehrt. Er fand aber auch seine Widersacher, besonders beim Pöbel, der ihn der Freigeisterei beschuldigte. Sterzinger war der vielen Gegner ungeachtet unaufhörlich bemüht, Licht und Wahrheit zu verbreiten, und den Aberglauben zu beschämen; er fuhr fort, so wie ihn Umstände dazu veranlaßten, das vom falschen Wahne verblendete Volk durch helle Schriften zu erleuchten, und erwarb sich dadurch in unserm Vaterlande unsterblichen Ruhm.

Obgleich er in diesem Fache ausgebreiteten Nutzen verschaffte, so suchte er doch auch durch historische Schriften zu nützen.

Er widmete sich gänzlich der Akademie der Wissenschaften, versah das Bücherwesen und den historischen Briefwechsel. Sein Eifer um die Berichtigung der vaterländischen Geschichte ist unverkennbar. Seine gesammelten Bemerkungen geben das schönste Denkmal seines unermüdeten Fleißes und seiner redlichen Gesinnungen.

Ein vorzügliches Verdienst sammelte er sich durch die Fortsetzung der chronologischen Einleitung in die Kirchengeschichte.

Sterzinger war übrigens ein überaus bescheidener, offener, dienstfertiger und gefälliger Mann. Nie entfuhr ihm ein bitteres Wort wider seine vielen, oft rohen Gegner, und noch weniger dachte er an eine Zeit der Wiedervergeltung.

Seine Ehrfurcht für Religion war warm und ungeheuchelt, so wie sein Lebenswandel und sein ganzes Betragen redlich, einfach und bieder war. Er liebte Bayern über alles, eiferte dafür aus allen Kräften, und ließ nichts Nachtheiliges darüber sagen. Er entschlummerte zu München den 18ten März 1786.

Dasselbe Verdienst, welches früher Tomasius in Nord-Teutschland sich erworben hatte, erwarb sich Sterzinger um Bayern; indem er mit gleicher Unverdrossenheit dieselben Vorurtheile bekämpfte, den

jener ein halbes Jahrhundert vorher unter den Protestanten bestritten hatte. Durch seinen Kampf legte er den Grund zur Denkfreiheit in Bayern. Er begann diesen Kampf mit einer Rede: Von dem gemeinen Vorurtheile der wirkenden und thätigen Hexerei, welche er in der Akademie hielt. „Von dieser Schrift an (heißt es in den Annalen der bayerischen Literatur) beginnt eigentlich die Periode unsers denkenden Zeitalters in Bayern. Der Aberglaube wurde bei der Wurzel angegriffen; man fing an, mit offenen Augen nicht mehr blind zu seyn, nicht alles zu glauben, sondern erst zu untersuchen; kurz, man fing an zu denken."

Johann Georg von Lori. † 1786.

Dieser verdienstvolle Mann, der sich mit eigner Kraft aus der Dunkelheit zum Lichte erhob, und das Wohl seines Vaterlandes zum Ziel seiner Gedanken und Handlungen machte, war im Jahre 1722 in einem kleinen, wenig bekannten Dörflein unweit Steingaden geboren. Seine Jugend verlebte er im damaligen Kloster Steingaden, wo er unentgeltlich erzogen, verpflegt und unterrichtet wurde. Während seines ganzen Lebens erinnerte er sich mit gerührtem Herzen dieser Wohlthat, und zeigte sich, wo und wie er konnte, gegen seine Wohlthäter werkthätig dankbar. Mit allem Lobe und aller Achtung, womit gute Köpfe ausgezeichnet werden,

durchging er die Schule der Jesuiten. Nach vollendeten Studien wurde er zuerst zum Repetitor, dann zum wirklichen Lehrer der Rechtswissenschaft in Ingolstadt ernannt.

Lori hätte von nun an ruhig, auch geehrt und glücklich seyn können, wenn er mit dem bisherigen Wissen zufrieden gewesen wäre, und nicht noch mehr Einsicht zu verbreiten gestrebt hätte; allein sein emporstrebender Geist fühlte, wie weit die Wissenschaft noch zurück sey, und wie viele andere Zweige derselben noch emporkommen könnten. Da seine Absicht rein, und die Sache selbst gut war, so erhielt er bald mehrere Anhänger; seine Parthei war die lorianische von seinen Gegnern beschimpft.

Lori bekümmerte sich wenig, welchen Begriff man mit diesem Namen verbinde, als eines Tages seine alte Mutter ganz unvermuthet in sein Zimmer trat. Diese zärtliche Mutter, bekümmert um das Seelenheil ihres Sohnes, der, wie sie wähnte, seinen Glauben ändern wolle, ergriff in ihrem hohen Alter den Wanderstab, reisete aus dem Gebirge nach Ingolstadt, und bat denselben inständig, der Religion seiner Väter nicht abtrünnig zu werden. Lori war über diesen zärtlichen Beweis mütterlicher Sorgfalt eben so sehr gerührt, als er über den bösen Ruf, in den man ihn setzte, bestürzt war. Seine Feinde suchten ihn von der Universität zu entfernen, während seine Gönner eine Hofrathsstelle für ihn in München ausmittelten.

Auf einer Reise nach Italien machte sich Lori mit den Sitten, Kenntnissen und Geschäften des Auslandes bekannt, und kam mit verschiedenen Vortheilen bereichert zurück. Bald darauf gründete er die Akademie der Wissenschaften, und bewirkte die Anschaffung physikalischer Experimente. In kurzer Zeit war der Nutzen dieser Anstalt fühlbar. Anfangs versah Lori selbst drei Jahre hindurch die Stelle eines akademischen Sekretärs mit allem möglichen Fleiße, mit Klugheit und Geduld, und schrieb mehrere Abhandlungen über vaterländische Geschichten, welche eigentlich sein Lieblingsfach war, und woran er unermüdet arbeitete.

Lori war übrigens ein gesunder, jovialer, biederer Mann. Er verheirathete sich nicht. Sein Wandel war rein, und im strengsten Grade enthaltsam. In seinen Geschäften unbestechlich, haßte er jede Heuchelei. Als Privatmann hatte er eine herrliche Sammlung besonders von historischen Werken.

Lori war aus Ueberzeugung und innern frommen Gefühl ein guter Christ, und äußerte gegen diejenigen, welche hierin zügellos handelten, sein volles Mißtrauen.

Als er starb, sagte er: „Ist halt doch gut sterben, wenn man ehrlich gelebt hat." Er verschied an der Windwassersucht 1786 zu Neuburg an der Donau, und wurde daselbst begraben.

Franz Andreas Schega. † 1787.

Franz Andreas Schega, zwar kein geborner Bayer, aber doch seines vieljährigen Aufenthaltes wegen, und durch seine Verdienste um Bayern sehr berühmt, war in Rudolphswerth, in der windischen Mark in Krain geboren, lernte anfangs das Büchsenmachen, welches Handwerk auch sein Vater übte, und kam endlich als Büchsenmachergeselle nach München, wo er aus eigenem Triebe anfing, Siegel zu stechen und Stempel zu schneiden, nebenher aber zu zeichnen und nach der Natur zu poussiren.

Ein gelungenes Porträt des Churfürsten Karl Albert, das er aus Wachs verfertigte, erwarb ihm die Stelle eines Stempelschneiders an der churfürstl. Münze zu München.

Während der damaligen Kriegszeiten malte er auch mit Pastelfarben Porträte, und stach auch mehrere Kupfer, um sich seinen Unterhalt zu erwerben.

Graf Siegmund von Heimhausen, damals Münz- und Bergwerkspräsident, einer der ersten Beförderer der Künste und Wissenschaften, gab den Fähigkeiten dieses Künstlers Gelegenheit, sie in ihrer ganzen Stärke zu zeigen, und Schega wurde churbayerischer Hofmedailleur. Seine Medaillenstücke vom Churhause Bayern haben ihm bereits einen der ersten Plätze unter den Künstlern erworben. — In seinen letzten Lebensjahren hatte er das Unglück,

zu erblinden. — Mit weiser Ergebung trug er sein Schicksal ganze zehn Jahre, und erblickte nie wieder das Tageslicht, bis ihm das Licht einer bessern Welt ohne Drangsal und Kummer zu leuchten begann 1787.

Caspar Steigenberger. † 1787.

Auch an diesem Manne fand unser Vaterland ein brauchbares Mitglied. Er war geboren zu Peissenberg in einem, vom Dorfe entfernten, ganz einsam stehenden armen Häuslein. Seine äußerst dürftigen, aber gar ehrlichen frommen Eltern zogen ihn mit möglichster Sorgfalt auf, und brachten ihn im Knabenalter in das damalige Kloster Polling, wo er die Anfangsgründe der lateinischen Sprache erlernte. Da der Junge besondere Fähigkeiten verrieth, so suchte er seine Studien in München forzusetzen. Schon in seinem 18ten Jahre war er in das Chorstift zu Polling aufgenommen, wo er noch in den höhern Wissenschaften Unterricht erhielt. Der damalige Probst, der das Talent an seinem jungen Religiösen hoch schätzte, und mit Sorgfalt zu unterstützen suchte, entdeckte an Steigenberger, dem er den Namen Gerhof beilegte, die vortrefflichsten Anlagen. Er schickte den jungen Mann, nachdem er fünf Jahr im Kloster zugebracht hatte, auf eigne Kosten nach Paris, um ihn daselbst in den höhern Wissenschaften unterrichten und durch den Umgang mit

den gelehrten Männern dieser Stadt vollends ausbilden zu lassen. Steigenberger ließ keine Gelegenheit, wo er seine Kenntnisse erweitern konnte, unbenützt. Er war unermüdet und forschte mit Aufmerksamkeit in den zu Paris vorhandenen Bücherschätzen. Bald legte er auch artige Proben seines Forschergeistes durch mehrere literarische Werkchen ab. Nachdem er mehrere Jahre zu Paris zugebracht, reisete er, auf Geheiß seines Obern, nach Italien, blieb in Rom, wo er zum Priester geweiht wurde, zwei Jahre, und kehrte, nachdem er das Schönste und Merkwürdigste, was die Welt hat, gesehen hatte, wieder nach Polling zurück. Hier versah er das Lehramt der Theologie, bis er als Professor auf die Universität Ingolstadt berufen wurde. Nach einigen Jahren ward er zu München als Hofbibliothekar angestellt, und bald darauf zum wirklichen geistlichen Rathe und akademischen Mitgliede ernannt.

Er leistete in jedem Fache sehr wichtige Dienste, und äusserte eine ganz besondere Lust, verwirrte Händel zu berichtigen. Bei allen den oft sehr verwornen und schwierigen Gegenständen, die er bearbeitete, blieb ihm sein Gedächtniß bis an sein Lebensende getreu. Er war in allen Fächern der Gelehrsamkeit wohl bewandert, und zeigte überall eine große Belesenheit. Er verstand nicht nur die sogenannten gelehrten Sprachen, vorzüglich Lateinisch und Griechisch, sondern er drückte sich auch in der

französischen und italienischen Sprache so gut, wie in seiner eignen Muttersprache aus.

Im Umgange war er ein guter Gesellschafter. Seine Gespräche waren unterhaltend und lehrreich. Er wußte mit aller Bescheidenheit freimüthig, und wenn es nützlicher war, still und nachgiebig zu seyn. Auch sehr dienstfertig war er, und weit entfernt von unedler Eifersucht der Gelehrten auf fremde Vorzüge.

Seiner gesunden Leibesbeschaffenheit gemäß, hätte man ihm ein hohes Alter verheißen mögen; allein plötzlich fing eine heimliche Auszehrung an seiner Gesundheit zu nagen an. Er nahm zusehends und schleunig ab, und war binnen einige Monate für alle, die ihn kannten, ein Gegenstand des Kummers und Mitleids. Aber bis auf seine letzten Tage verrichtete er sein Geschäft mit allem Fleiße, als endlich eine Herzwassersucht sich ansetzte, die ihm, in seinen beßten männlichen Jahren, ohne große Marter einer bessern Welt überlieferte im Jahre 1787.

Anton von Wolter. † 1787.

Anton von Wolter, d. h. r. R. Ritter, churfürstlicher wirklicher geheimer Rath, und Leibmedikus des Churfürsten Maximilian III., war von geringer Herkunft, schwang sich aber durch Fleiß und Talent empor. Zur Zeit Maximilians III. kam er als Jüngling von Luxenburg nach Bayern, und fand

an dem Churfürsten eine mächtige Stütze, seine Studien fortzusetzen.

Dieser in der Geschichte merkwürdige Mann machte sich um die Herstellung gründlicher Wissenschaften ebenfalls auf eine ruhmwürdige Weise verdient. Als ein Mann von geprüften Einsichten wurde er unter die ersten akademischen Mitglieder gezählt, und 1760 zum Direktor der philosophischen Klasse ernannt.

Mehrere Abhandlungen, die er in lateinischer Sprache vortrug, sind Zeugen seiner tiefen Gelehrsamkeit. Er verfertigte von Zeit zu Zeit mehrere nützliche und lehrreiche Aufsätze, und leistete dem Vaterlande bei jeder Gelegenheit viele nützliche Dienste. Als ein Mann von ganz besonderer Welt- und Hof-Kenntniß, war er eben so wachbar und scharfsichtig, Kabalen, welche dem Gedeihen der Wissenschaften hinderlich seyn sollten, zu entdecken, als klug und eifrig, sie abzuwenden, und hierzu den glücklichsten Zeitpunkt zu benützen. Er war ein Mann von schnellem Witze und durchdringendem Verstande, und bei Hof sehr angesehen und wichtig. Als Medikus machte er durch emsige Beobachtungen viele Erfahrungen, die er sich sorgfältig aufzeichnete. Er starb im 80. Jahre seines ruhmwürgen Lebens 1787.

Georg Dominikus von Limbrun. † 1787.

Unter jenen Unvergeßlichen, welche sich unter der Regierung des Churfürsten Maximilian Joseph um unser Vaterland auf eine besondere Art verdient gemacht haben, steht Herr Dominikus von Limbrun oben an.

Er wurde den 10. Jäner 1714 zu Viechtach im sogenannten bayerischen Walde geboren, wo sein Vater Landgerichtsschreiber war.

In der Schule zu Straubing erhielt er den Grund zu seinem künftigen Wissen. Seine philosophischen und juridischen Studien vollendete er theils zu Prag und Salzburg, theils zu Ingolstadt. Sein erstes Pflegamt versah er zu Neumarkt in Bayern.

In dem unglücklichen Kriege nach dem Tode Kaiser Karl VI. mußte er vieles Ungemach ertragen, und wurde sogar als Geißel nach Oestreich geschleppt. Nach hergestelltem Frieden war ihm in seinem Geburtsorte das Pflegamt übertragen.

Limbrun besaß nebst seinen übrigen Wissenschaften noch einen unwiderstehlichen Hang zur Mineralogie und Physik; diesem Studium widmete er seine freien Stunden mit unermüdetem Eifer und leidenschäftlichem Fleiße, der ihm bald den Ruf eines geschickten Bergbauverständigen zuzog. Er wurde daher als Münz- und Bergrath nach München berufen, und zugleich zum ordentlichen Hofkammerrath ernannt. Hier konnte er nun seinem Hange

zum Studium der Natur völliges Genüge leisten, und er leistete auch alles, was man von einem Manne seiner Art zu erwarten sich berechtigt glaubte.

Im Jahre 1757 wurde er von seinem Hofe nach Wien geschickt, um mit den übrigen reichsständischen Abgeordneten den sogenannten Wiener-Münzconventionsfuß herstellen zu helfen, und erwarb sich in diesem Geschäfte die volle Zufriedenheit. Der Kaiser Franz I. erhob ihn in den Reichsadelsstand und Maria Theresia beschenkte ihn mit einer goldenen Kette, woran ihr Brustbild hing.

Limbrun trug nebst Lori zur Stiftung der Akademie der Wissenschaft vieles bei, und handelte zum Nutzen derselben noch mehr als er schrieb.

Er war in seinem Benehmen freundschäftlich, und theilte jedem, ohne die geringste Anmassung, offenherzig mit, was er wußte. Er lebte stets still und bescheiden, und in den letzten Jahren sehr einsam. Schon im hohen Alter wurde er von Seite Churbayerns auf den Münzconvent-Tag nach Ulm abgeschickt, wo er seine Geschäfte mit besonderem Fleiße und Geschicklichkeit ausgerichtet und völlig gesund wieder zurückkam; allein einige Tage darauf wurde er plötzlich vom Schlagfluße berührt, und starb den 14ten Junius 1787.

Johann Joseph Prugger, Senior der juridischen Fakultät zu Ingolstadt, starb am 15. Dezember 1788.

Johann Joseph Prugger wurde zu Landsberg, einer in Oberbayern an dem Lechfluß liegenden Stadt im Jahre 1717 geboren. Er studierte anfangs in seiner Vaterstadt, dann zu München und Ingolstadt, wo er der Rechtsgelehrsamkeit, die er zu seinem Lebensberufe wählte, oblag. Als im Jahre 1740 nach dem Hintritte Kaiser Karls VI. der Erbfolgekrieg ausbrach, folgt Prugger der Fahne, welcher er aber nach dem im Jahre 1745 zu Füßen erfolgten Frieden wieder entsagte, und zu seinem vorigen Beruf, der seiner Neigung entsprechender war, wieder zurückkehrte.

Nach vielen abgelegten Proben seiner Kenntnisse und Geschicklichkeit wurde er im Jahre 1753 an die Stelle des verstorbenen Herrn Professors Georg Weishaupt als Professor der Institutionen und des Criminalrechts berufen, ward aber nachher und bis zu seinem Ende ordentlicher Lehrer des bayerischen Staats- und Privatrechts.

Er gab mehrere Werke (betreffend die bayerischen Rechte) heraus, welche der Beifall der unpartheiischen Kenner begleitete.

Außer diesen Büchern ließ er noch eine ungeheuere Menge verschiedener in das juridische Fach einschlagende Aufsätze, Gutachten u. dgl. als Ma-

nuscripte zurück. — Er war dreimal Universitäts-Rektor, siebenmal Dekan, und vertrat nach und nach alle die Ehrenämter, und erhielt alle die Beweise von Zutrauen und Hochachtung, welche Männern von ausgezeichneten Verdiensten gewöhnlich zu Theil werden. — Ein guter Christ, und was Eins ist, ein grundehrlicher Mann, ein williger, aufrichtiger und zuverläßiger Rathgeber, ein überaus dienstfertiger, geselliger, liebreicher und gefälliger Freund war er, geehrt und geliebt im Leben, und mit Dankbarkeit, Sehnsucht und Liebe in jenes Leben begleitet.

Peter Paul Finauer. † 1788.

Dieser vorzüglich fleißige und sehr gelehrte Mann, der zur Beförderung einer gründlichen Literatur in Bayern von Zeit zu Zeit rühmliche Versuche machte, war zu München im Jahre 1732 geboren. Von seiner Jugend weiß man nur, daß er mit größtem Fleiße die Studienbahn in den Schulen der Jesuiten durchwanderte, dann auf der Universität zu Ingolstadt sich zum Lizentiaten der Rechte emporschwang. Er war zum Sekretär des ehemaligen churfürstlichen geistlichen Rathes ernannt, und wirkte, nebst seinen Geschäften, in stiller Thätigkeit unermüdet fort. Viele Schriften, die aus seiner Feder floßen, zeugen von seiner gründlichen Gelehrsamkeit und von seinem Eifer, dem Vaterlande dadurch

nützlich zu werden. Er war ein Mann voll des besten Willens, beharrlich in seinen Grundsätzen, und überaus mittheilend und wohlthätig gegen Dürftige jeder Art. Viele arme Jünglinge von Talenten fanden bei ihm stets Unterstützung. Er theilte mit ihnen, was er hatte, und sagte ihnen immer etwas Trostreiches, das dazu diente, sie im eignen Fleiße zu ermuntern, und die Zufriedenheit mit ihrem Schicksale zu bestärken.

Sein Vaterland liebte er innig, und redete oft und gern von den Schicksalen desselben, so wie schon seine Schriften den Geist der Valerlandsliebe athmen. So wie er frei und unerschrocken dachte, so war er auch in seinem Aeussern gegen jeden redlichen Menschen offen, und jedem mit Rath und That thätig. Weit entfernt von aller Andächteley, hieng er seiner Religion mit wahrhafter Ueberzeugung an.

Dieser edle Mann starb in seinem 56. Jahre. Allgemeine Bestürzung ergriff alle, die ihn kannten, und der Ruf eines fleißigen und geschickten Mannes bleibt ewig im Andenken der dankbaren Nachwelt.

Johann Eucharius Freyherr von Obermaier.

† 1789.

Ich liefere hier nur eine kleine Skizze von dem ruhmwürdigen Leben eines Mannes, der, (wie einst Phozion), einzig für sein Vaterland lebte — und

starb. — Euchar von Obermaier war den 26. April 1724 in der Stadt Weinding geboren. Er studierte anfangs in München, begab sich dann, um die Rechtsgelehrsamkeit zu studieren, nach Würzburg, und schloß seine juristische Laufbahn in Ingolstadt, wo er die Würde eines Lizentiaten beider Rechte erhielt. Nun ging er nach München, um als Hofgerichtsadvokat seine Kräfte zu versuchen, und zeichnete sich in kurzer Zeit so sehr aus, daß er schon in seinem 23. Jahre als wirklicher Hofkammerrath angestellt, und auch schon bei großen Angelegenheiten zu Rathe gezogen wurde.

Durch seine eben so gründlichen als klugen Verhandlungen erwarb er sich bei Hofe so vieles Zutrauen, daß er bald zum churfürstl. Revisionsrath ernannt wurde. Es wurden ihm verschiedene Gränzberichtigungen und Ausgleichungen mit der ausgedehntesten Vollmacht und Vertrauen übergeben, wobei er seine Anhänglichkeit an sein Vaterland erprobte. Es ergab sich seiner Zeit kein Vorfall von außerordentlicher Wichtigkeit, wo nicht seine Treue, Klugheit und Erfahrung aufgefodert wurde, wobei er immer die herrlichsten Proben seiner tiefen Einsichten ablegte.

So wie seine Verdienste stieg auch seine Belohnung. Der Churfürst Maximilian III., so wie auch die Vornehmsten des Landes beehrten ihn mit dem höchsten Zutrauen, und die ansehnlichsten Männer Teutschlands zeichneten ihn mit der einstimmigsten

11*

Achtung aus. Er wurde mit dem Range eines Hofraths und Regierungskanzler beehrt, und 1770 als Fiskalats-Direktor angestellt.

Kaiser Joseph II. erhob ihn laut des Diploms seiner vielen treuen, dem teutschen Reiche geleisteten Dienste wegen in den Reichsadelstand und ehrte dadurch seine Nützlichkeit und Treue.

Nach dem Tode des Churfürsten Maximilian III. stellte sich Obermaier an die Spitze derjenigen, die sich ganz unaufgerufen hervorthaten, ihr Vaterland gegen die Ansprüche einer fremden Macht zu vertheidigen. Wären bei dieser Sache Männer wie Obermaier berathen worden, wahrscheinlich würden grössere Weitläufigkeiten vermieden worden seyn; allein Obermaier nahm sich dessen ungeachtet der vaterländischen Sache an, und verfertigte die Aufsätze von den berühmten pfalzbayerischen Hausverträgen und wurde darüber nach Amberg, (wie Lori früher nach Neuburg), verwiesen. Obwohl an keine Arbeit angewiesen, fand Obermaier hier doch so viel zu thun, als wenn er erst in das Element seiner Arbeiten gekommen wäre. — Er hatte von Jugend auf sich mit Eifer den Wissenschaften gewidmet, und hatte nie aufgehört, im Gebieth derselben mit dem Geiste der Zeit fortzurücken; er setzte also diese Beschäftigung fort, und machte die köstlichsten Sammlungen. — Philosophie, Natur-, Staaten- und Vaterlandsgeschichte blieben sein Lieblingsstudium.

Eine Bibliothek von mehr denn 5000 Bänden,

ein Naturalien-Kabinet von mehr als 1000 Küsten, eine Gemälde-Sammlung von 2170 Stücken, worunter sehr viele von großen Meistern waren, eine Sammlung von mehr als 8000 Kupferstichen, eine Sammlung von Kunstwerken aus Elfenbein, Holz und Wachs 2c. alle diese Sammlungen zeigen von seinem Kunstsinne. Er würde auch ganz gewiß seine Bemerkungen, die man nach seinem Tode fand, zum Drucke befördert haben, wenn ihn nicht ein sehr unvermutheter Tod daran gehindert hätte. — Er starb am 5. Juli 1789 morgens um 4 Uhr an einer Lungenentzündung.

Theodor Sedlmaier. † 1789.

Sedlmaier Theodor, geboren zu Diessen in Bayern, im Jahre 1734, lehrte anfangs als Jesuit die schönen Künste und Wissenschaften und die Philosophie, verließ aber den Orden vor dessen Aufhebung, ging auf Reisen, wo er mit verschiednen Gelehrten, besonders dem liebenswürdigen Geßner Bekanntschaft machte, und ließ sich zu München in der Absicht nieder, Privatunterricht in philosophischen Gegenständen zu geben. Nach der Aufhebung der Jesuiten ging er wieder zu den öffentlichen Schulen, und stand zu München 8 Jahre als Lehrer theils der Rhetorik und Poesie, und im letztern der Philosophie, worauf er, da die Schulen den Religiosen überlassen wurden, zu München wie-

der privatisirte. Im Jahre 1773 schrieb er eine Logik zum allgemeinen Gebrauche, welche, als ein Versuch der Weltweisheit und besonders in teutscher Sprache abgefaßt, eine angenehme Erscheinung in Bayern war. Es sind auch einige Predigten von ihm bekannt. — Im Jahre 1774 führte er auf dem Schultheater in München das Ehrendenkmal des Patrioten, ein Singspiel, in Gegenwart des höchstsl. Churfürsten Maximilian Joseph auf, und erwarb sich dabei allgemeinen Beifall.

Im nächsten Jahre verfaßte er ein lateinisches Schauspiel, Alberik betitelt.

Im Jahre 1777 wurde er Rektor des Prediger-Instituts und Professor der geistlichen Beredsamkeit und Katheketik im Lyzäum zu München, behielt aber seine gymnastische Kanzel bei.

Jede Stelle, welche er betrat, lebte unter ihm auf. Er behandelte seine Schüler wie ein Vater, und dankbar erkannte es eine Menge derselben, daß er sie vor schädlichen Vorurtheilen gewarnet, von Verirrungen zurückgezogen, und zum nützlichen Fleiße und thätiger Bestrebsamkeit aufgemuntert hat.

So gütig er gegen fähige und fleißige Schüler war, so unerbittlich war er gegen solche, von denen er voraussah, daß ihnen die Fortsetzung ihrer Studien in der Folge mehr schädlich als nützlich seyn würde; er reinigte von solchen Jünglingen seine Schule mit Ernst, und wies sie zu Geschäften an, für welche sie mehr Beruf hatten, als für das Stu-

dieren. Immer ging er gerade zu, schlug sich zu keiner Partei und blieb der guten Sachen zugethan.

Er war ein sehr angenehmer Gesellschafter, wußte über alles, was vorkam, ein gesundes Urtheil zu fällen, und hatte als ein Mann, der die Welt kannte, immer eine und die andere Anekdote in Bereitschaft, um seine Gespräche zu würzen; darum begleitete ihn auch die aufrichtigste Sehnsucht seiner Freunde und Bekannten zur Ruhestatt, für welche er zu München im 55sten Lebensjahre zu früh entschlummerte den 18. Juni 1789.

Frobenius Forster, gefürsteter Abt des freien Reichsstiftes zu St. Emmeran in Regensburg. † 1790.

Nicht Erbrecht, sondern seine ausgezeichneten Talente, und seine vortreffliche Denkungsart, durch die er sich den Beifall der Edlen unter seinen Zeitgenossen zu erwerben wußte, hoben ihn auf den Fürstenstuhl. Frobenius wurde den 30. August zu Königsfeld in Bayern von Eltern aus ganz gemeinem Stande geboren. Er genoß von früher Jugend an eine sehr sorgfältige Bildung, welche ganz den vortrefflichen Anlagen angemessen war, die sich bald in ihm zeigten. Seine Wißbegierde war stets rege, und leitete ihn früh auf das Nützliche und Brauchbare. Nachdem er zu Freysing und Ingolstadt den Grund zu den höhern Wissenschaften gelegt hatte,

wählte er den Dienst der Kirche zu der Beschäftigung seines künftigen Lebens. Er bewarb sich um die Aufnahme in dem Reichsstifte St. Emmeran, und sein edler Blick, sein bescheidnes und frommes Wesen erwarben ihm sogleich allgemeinen Beifall. Sein Probejahr hindurch war er das Muster eines tugendhaften und folgsamen Jünglings, legte darauf sein Gelübde zur Beobachtung der Regel des hl. Benedikts ab, und erhielt dabei zum Andenken des Fürsten von Fürstenberg den Namen Frobenius. Bald wurde er zum Priester geweiht, und zwei Jahre darauf zum Professor der Philosophie ernannt. Er lehrte nicht nur im Reichsstifte, sondern auch die Universität Salzburg bot ihm ihren philosophischen Lehrstuhl an. Als er nach einigen Jahren zum Prior in seinem Stifte berufen wurde, widmete er sich vorzüglich seinem Lieblingsstudium, der Geschichte. Er arbeitete unabläßig in ihrem weitläufigen Felde, und trat zu diesem Endzwecke in einem Briefwechsel mit vielen Gelehrten fast in allen Ländern.

Im Jahre 1762 wurde er vom Stifte zum gefürsteten Abte erwählt.

In dieser neuen Würde setzte er ungeachtet der vermehrten Geschäfte seine Studien, so wie seinen mühsamen Briefwechsel, mit angestrengtem Fleiße fort. Er richtete sein Augenmerk vorzüglich auf das merkwürdige Jahrhundert, in welchem Karl der Große mit seinem gelehrten Zeitgenossen Alkuin

lebte. Es schien ihm rühmenswerth, alles zu sammeln, was von ihm in den Bibliotheken und Archiven von Europa versteckt liegen möchte, und er brachte eine kostbare Ausgabe von Alkuins Werken in 4 Foliobänden zusammen.

Allenthalben brachte ihm dieses verdienstliche Bemühen Ruhm und Dank. Die Akademien zu München und Göttingen nahmen den gelehrten Fürst-Abt unter ihre Mitglieder auf, und Pabst Pius der VI. bezeigte ihm in München die ausgezeichnetste Ehre.

Unter seiner Leitung wurde St. Emmeran ein Sitz der Gelehrsamkeit; denn er verschaffte seinen Religiosen durch Unterricht, durch Belohnung, und durch Unterstützung zu Reisen alle nur denkbare Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

Mit ungemeinem Eifer beförderte er unter seinen Conventualen die Wissenschaften in allen Fächern, und wurde dadurch die Triebfeder, daß sich der Nutzen seiner Anstalten über andere Klöster und über die ganze Nation verbreitete.

Er war mit Edelmuth und Klugheit freigebig gegen Arme und Nothleidende, und es machte ihn oft innig betrübt, daß er nicht allen helfen konnte. Seine vielen guten Handlungen erhielten dadurch einen noch höheren Werth, daß er dabei die größte Bescheidenheit und nicht die mindeste persönliche Eitelkeit verrieth. Er wollte sich seinem Stifte so nützlich als nur immer möglich machen. Er war

ein gütiger und weiser Vorsteher. Frei von allem Eigensinne, legte er seinen jungen Zöglingen keine Lasten auf, sondern wollte sie bloß durch reinere Tugend und gründlichere Wissenschaften von andern Menschen unterscheiden. Selbst wahrhaft fromm, suchte er seine Religiosen auch so zu bilden.

In seinen letzten Jahren litt er an Altersschwäche. Religionsübungen und Aufmunterung seiner Ordensbrüder füllten seine letzte Zeit aus, bis er endlich im 83sten Jahre starb, nachdem er 63 Jahre Ordensmann, 58 Jahre Priester, und 30 Jahre Fürst-Abt des Reichsstiftes gewesen war.

Alois Freiherr von Kreitmaier, churfürstlicher bayerischer wirklicher geheimer Staats- und Conferenzminister. † 1790.

Freyherr von Kreitmaier wurde den 12. Dezember 1705 geboren, vollendete die untern Schulen zu München, die Philosophie auf der hohen Schule zu Salzburg, und die Rechte auf der hohen Schule zu Ingolstadt. Um sich zu Staatsgeschäften schon auf der Schule vorzubereiten, reiste er nach Utrecht, um das Jus publicum zu hören, und dann nach Wetzlar, um sich in der Reichspraxis gründlich zu üben.

Churfürst Maximilian Emanuel ernannte ihn schon in seinem 20. Jahre zum churbayerischen Hofrath. Während der Regierung Kaiser Karl

VII. war er zum wirklichen Reichshofrath erwählt, bei welcher Gelegenheit er die Reichsfreyherrnwürde erhielt. Nach dem Tode seines Monarchen trug ihm Franz I. die Reichshofrathsstelle von neuem an; allein er schlug diese Gnade aus. Der Churfürst Max Joseph belohnte diese Vaterlandsliebe damit, daß er ihn zum Hofrathskanzler und endlich zum Conferenzminister und Lehnprobst, in welcher Würde ihn auch Churfürst Karl Theodor beim Antritt seiner Regierung bestättigte, ernannte.

Als der Churfürst das Reichsvikariat übernahm, ernannte er seinen Minister zum Reichsvikariats-Hofgerichts-Kanzler.

Kreitmaier machte sich besonders durch seine Schriften berühmt, wodurch er seinem Vaterlande nützlich wurde. Er war ein Mann, der in seinen frühern Jahren in öffentlichen Geschäften lebte, und doch Lust und Zeit behielt, seine Nebenstunden mit gelehrten Arbeiten auszufüllen.

Er starb an einer innerlichen Entzündung den 22. Oktober 1790 in einem Alter von 85 Jahren.

Georg Christian Crollius.

Den 23. März 1790 starb in seinem 62sten Lebensjahre Georg Christian Crollius, Pfalzgräfl. zweibrükischer Hofrath und Historiograph, Professor und Rektor des Gymnasiums zu Zweibrücken. Seinen Bemühungen verdankt die Welt manche gelehrte

Untersuchung über Gegenstände aus der Geschichte, besonders aus der pfalzgräflichen; und in dieser Hinsicht ist er auch für Bayern merkwürdig.

Sein Vater, der gleichfalls Rektor am Gymnasium war, erzog ihn mit allem väterlichen Ernste und Liebe. Er hielt ihn früh zur Thätigkeit an, und ließ ihn nicht bloß durch Lehrer unterrichten, sondern half, ungeachtet der vielen Amtsgeschäfte, die Ausbildung der guten Anlagen seines Sohnes befördern.

Von seinem zwanzigsten bis zum sechzigsten Jahre arbeitete Crollius ununterbrochen im Felde der Geschichte und im Unterrichtsfache. Verschiedene historische und moralische Schriften sind Früchte seiner unermüdeten Thätigkeit. In seinem sechzigsten Lebensjahre fühlte er die Kräfte seines Geistes durch seine häufigen Arbeiten und die vielen ausgestandenen Leiden abgespannt und seine Heiterkeit entflohen.

Er sah, daß die Kräfte nicht mehr hinreichten, Jünglinge von so verschiedener Art zu unterrichten; er erhielt daher von dem Herzoge den Titel eines Hofraths nebst dem Rufe als Schul-Kommissär.

In den verschiedenen Verhältnissen seines Lebens zeigte sich Crollius als ein musterhafter, achtungswerther Mann.

Seiner Familie war er ein theilnehmender Gatte, ein besorgter Vater, ein sanfter Vorsteher, und der Liebe seiner Untergebenen würdig.

Seine Freunde ehrten ihn. Er liebte sein Vaterland vorzüglich, auch dann noch, wenn es ihm nicht am glücklichsten darin erging; nie nahm er den oft sehr reitzenden Ruf auswärtiger Regierungen an.

Als Schriftsteller hatte er großes Verdienst, und ist vorzüglich deßhalb zu rühmen, weil er nie verleitet wurde, seine eigentliche Bestimmung als Schulmann dabei zu vernachläßigen; denn mit klugem Eifer arbeitete er an der weitern Verbesserung seines Gymnasium, mit Sorgfalt und Treue unterrichtete er seine Schüler, und bewies väterliche Liebe gegen die, welche sich durch ihre Fähigkeiten und Sitten vor andern auszeichneten.

Er war nicht bloß darauf bedacht, seinen Schülern einen guten Vorrath nützlicher Kenntnisse beizubringen, sondern sie auch zur Tugend zu leiten, und so dem Staate nicht nur geschickte, sondern auch gute Bürger zu bilden.

Franz Xaver Hueter. † 1790.

Dieser edle Mann, dem noch viele seiner Zeitgenossen vieles zu verdanken haben, war einer der bestdenkendsten, freimüthigsten und redlichsten Menschen, die jemals unser Vaterland besaß. Sein sanftfühlendes Herz, sein anspruchloses Benehmen, und sein einsamer Wandel, wofür die heutige Welt

wenig Gefühl zu haben scheint, macht ihn jedem Freunde des Guten beliebt.

Franz Xaver Hueter wurde im Jahre 1748 zu München geboren, wo sein Vater unter dem damaligen Churfürsten Maximilian III. Hofschneidermeister war; da dieser in seinen ältern Tagen etwas in Verfall kam, so ging es unserm jungen Hueter bei seinen Studien eben nicht am besten, zu denen er seiner vorzüglichen Talente wegen befördert worden war.

Indeß durchging er doch unter den Jesuiten die Inferiora mit solcher Auszeichnung, daß er nie vom ersten Platze kam. Mit gleicher Auszeichnung studierte er auch Superiora in Freising, wohin er seiner guten Eigenschaften wegen gezogen, und dort vom damaligen Fürstbischofe ganz unterhalten ward. Als er seine Studien zurückgelegt hatte, widmete er sich dem Weltpriesterstande, und fand dann in dem Priesterhause St. Johann zu München Aufnahme. Nach der Aufhebung der Jesuiten, als zu den lateinischen Schulen Weltpriester angestellt wurden, ward er würdig befunden, als Professor der Theologie in Straubing angestellt zu werden. Hueter blieb in seiner wissenschaftlichen Laufbahn nicht stehen, sondern schritt immer weiter fort. Er machte sich mit den klassischen Schriften der alten und neuen Zeit vertraut, so, daß er es wagen durfte, auch selbst als klassischer Schriftsteller aufzutreten.

Der unvergeßliche war ein Schulmann von

ausgezeichneter klassischer Bildung, gleich wirksam auf der Kanzel, wie auf dem Lehrstuhle, durch Lehre und That. — Voll und still war der Tempel, wo Hueter predigte; voll und still das Lehrzimmer, wo er unterwies; geordnet und angeeifert die Schule, die er leitete.

Als später die lateinischen Schulen den Klostergeistlichen übergeben wurden, kam auch Hueter gleichsam in Pension mit einem Ehrengehalt von 300 fl. Dabei hatte er doch die Real- und teutschen Schulen als Inspektor zu leiten. Nebenbei docirte er privatim Theologie, wozu er großen Zugang fand. —

Als Inspektor des Seminars hatte er von seinem Vermögen beträchtlich zugesetzt, und nun reichte die ihm verbliebene Pension zu seinem Lebensunterhalte nicht mehr hin; die Hoffnung zu einer Versorgung durch Verleihung einer Pfarrei oder einer andern geistlichen Pfründe kam nie in Erfüllung.

Hueter hatte sich durch seine Verdienste um das lateinische und teutsche Schulwesen gerechte, und in seinen Umständen dringende Ansprüche auf eine verhältnißmäßige Belohnung erworben. Der Titel eines geistlichen Rathes verbesserte auch diese Umstände nicht, und leistete keinen Ersatz für die mannigfaltigen Opfer, die er als stiller Menschenfreund, als Stütze hoffnungsvoller Jünglinge dem Vaterlande gebracht hat.

Immer in seiner anspruchslosen Hoffnung ge-

täuscht, lächelte er darüber, wie die Geduld am Grabe.

Unermüdet thätig, gleich groß am moralischen, wie an intelektuelen Eigenschaften, hatte Hueter über 14 Jahre in Straubing gearbeitet, und überallhin guten Saamen ausgestreut, der auch nicht ohne Früchte blieb.

Endlich in Mitte seiner schönsten Jahre fing auf einmal seine Körperkraft zu wanken, die Lebensblüthe zu welken an.

Er unterlag endlich dem Grame über sein unverschuldetes Geschick. Die Hypochondrie legte ihre verzehrende Hand auf Hueters Gesundheit, und leitete ihn allmählich zum Grabe.

In seiner letzten Noth fand er noch großmüthige Freunde und Unterstützer.

Auch das Dekret auf die Pfarrei Steinach, worauf er sich schon lange gefreut hatte, bekam er noch auf seinem Todbette in die Hände; allein es half zu nichts, als daß er von den ihn besuchenden Deputirten dieser Pfarre mit sterbender Stimme Abschied nehmen konnte.

Die letzten Worte desselben zum geistlichen Rathe, Joseph Keller, seinem innigsten Freunde, waren: „Ich wußte, daß das Sterben hart sey, aber so schwer habe ich mir's nicht vorgestellt. Ich sterbe nun arm und verlassen; doch ich sterbe ja so für meinen Gott."

Endlich machte der Tod seinem langen Leiden

den 13. April 1790 ein Ende, aber die Trauer um ihn erfüllte ganz Straubing.

Er war ein trefflicher Mensch, mit den ausgezeichnetsten Gaben der Natur und des Geistes geziert, und ein gleich edler Christ, geistvoll und gediegen in seinen religiösen Grundsätzen und Sinn, die durch das Bild der schönsten ächtesten Moralität sich an ihm offenbarten.

Sein Grab auf dem Kirchhofe zu St. Peter in Straubing ist längst vor andern Gräbern und Monumenten verschwunden. Ein einfaches eisernes Kreuz, das fern vom Grabe nahe an der Kirchen-Mauer angelehnt steht, zeigt folgende kurze Grab-Schrift.

„Hier ruht Franz Xaver Hueter, Welt-
„Priester, Rektor allhier durch 6 Jahre,
„dann durch mehr als acht Jahre der
„Real- und teutschen Schulen Inspektor.
„Gott sey mir Sünder gnädig!" —

Er starb im 42sten Jahre seines Alters, den 13. April 1790 um die Stunde der Mitternacht.

Eine unbekannte Hand setzte ihm das Denkmal.

„Die Freundschaft spricht an seinem Grabe. Er wollte nicht das Lob der Menschen. Sie schweigt daher, und wünscht sich — wie er — von Gott Ruhe und Friede."

Von seinen literärischen Arbeiten sind seine Predigten und die Piece über den Verfall der Welt-Priester sehr merkwürdig.

Von seinen vielen Manuscripten ist nichts mehr zu erfragen, so wie auch von seinen mit vielem Beifall gehaltenen Reden und Gastpredigten.

Sein Grablied, das ein berühmter Tonkünstler in Musik setzte, führe ich hier als einen kleinen Beweis seiner Dichtkunst an. —

Anmerk. Schlichtegroll sagt in seinen Nekrologen von ihm nur dieß Wenige:

Franz Xaver Hueter war ein verdienstvoller und thätiger Schulmann, der für sein Vaterland, das er eifrig liebte, viel zu früh gestorben ist. Alle, die ihn kannten, haben ihn geschätzt und betrauert. — — „Ihm ist wohl!" pflegte Hueter bei jeder Nachricht von einem Todesfall zu sagen, und so wird es nun auch ihm seyn.

Hueters Grablied.

1.

Ruhet sanft, geliebte Todte!
Ruhet bis einst Gottes Bothe
Euch zur Auferstehung ruft.
Ach wie süß ist euer Schlummer,
Sorgenlos und ohne Kummer
Ruhet ihr in stiller Gruft. rep.

2.

Euer Kampf ist nun vollendet,
Eure Reise ist geendet,
Alles, alles ist vollbracht.
Und ihr schlaft, da Erd euch decket,
Bis euch Gottes Engel wecket,
Eine gute stille Nacht. rep.

3.

Ausgeduldet sind die Schmerzen,
Ausgeblutet manche Herzen,
In des Grabes Mutter Schoos.
Hier ist nach so wenig Freuden,
Und so unzählbaren Leiden,
Schlaf und Ruhe euer Loos.

4.

Riefen euch nicht Engellieder:
Leget, müde Pilger, nieder,
Leget nieder euern Stab.
Und ihr sanket dann nach bangen Ringen,
Mit benetzten Wangen zur Erquickung in das Grab.

5.

Einsam, so wie Pracht und Ruhme,
Sproßt die herbstlich stille Blume
Auf dem Grab, das euch umschließt.
Seht! wie auf die stille Blume,
Sonder Pracht und sonder Ruhme,
Auch schon meine Thräne fließt.

6.

Auf euch schlummernde Gerechte,
Gießt der blasse Freund der Nächte
Schwermuthsvoll sein freundlich Licht.
Und auch ihr, ach weht gelinde,
Säuselt sanft, ihr Abendwinde,
Stört die Ruh der Christen nicht. —

7.

O ihr Dulder, o ihr Frommen,
Könnt ich auch zu euch bald kommen,

Ach könnte ich bei euch schon seyn.
Lägen, o geliebte Brüder,
Auch schon meine müden Glieder,
Hier in diesem Todtenhayn.

Hermann Scholliner. † 1791.

Hermann Scholliner wurde zu Freising 1722 geboren. Sein Vater, ein berühmter Lehrer, entdeckte bald an seinem Sohne ganz besondere Fähigkeiten und Neigung zum Studieren, und da in der Stadt eine sehr gute bischöfliche Schulanstalt war, so benützte er die schöne Gelegenheit, ihm daselbst die Anfangsgründe der Wissenschaften erlernen zu lassen. Nachdem er sich in den untern Schulen vorzüglich ausgezeichnet hatte, wurde er, seinem Wunsche gemäß, in das Kloster Oberalteich aufgenommen, wo er sich ganz den Wissenschaften widmen konnte. Nebstbei lernte er auch die französische und italienische Sprache gründlich. Nachdem er Profeß abgelegt, und zum Priester geweiht war, wurde er von seinem Abte nach Erfurt, und dann nach Salzburg geschickt, um sich in der Mathematik, in den orientalischen Sprachen, und in der Rechtsgelehrsamkeit zu vervollkommnen.

Bei seiner Rückkehr hielt er den jungen Geistlichen mehrere Jahre Vorlesungen, und man hielt ihn für fähig, zum Lehrer der Theologie nach Salzburg zu senden. Sieben Jahre lehrte er daselbst mit dem größten Beifall.

Auf einer Reise nach Wien hatte er Gelegenheit, mit mehreren der gelehrtesten Männer seiner Zeit vertraut zu werden.

Bei seiner Rückkunft war ihm das Priorat im Kloster, und nach Aufhebung des Jesuitenordens die erste Lehrstelle zu Ingolstadt übertragen.

Zwanzig Jahre war er mit aller Zufriedenheit dem Lehramte an verschiedenen Orten vorgestanden, als er sich sehnte, seine noch übrigen Lebenstage in stiller Thätigkeit ganz allein den Wissenschaften widmen zu können. Er bat um seine Entlassung, kam in sein Kloster zurück, und erhielt dann die Probstei Welchenberg.

Ungeachtet der vielen Geschäfte, setzte er doch sein Studium in der Geschichte fort, und lieferte viele sehr denkwürdige Schriften.

Er löste manche sehr schwierige akademische Fragen, und erhielt mehrere Preismedaillen.

Selbst der weise Churfürst Karl Theodor ehrte diesen Mann; er ließ ihm wegen seiner fleissigen Ausarbeitung in der Geschichte des Vaterlandes seinen höchsten Beifall durch ein Schreiben eröffnen, und ihn reichlich belohnen.

Scholliner lebte fortan ganz der Geschichtswissenschaft, führte in diesem Fache einen ausgebreiteten Briefwechsel mit den ansehnlichsten Gelehrten in und außer Teutschland, und sammelte einen ungeheuern Vorrath von Büchern, Landkarten und alten Münzen, die er sämmtlich dem Kloster widmete.

Sein Eifer mag dem, der sich den Wissenschaften widmet, zum ermuunternden Beispiele dienen, daß ein zum Bedürfniß gewordener Fleiß auch die schwierigsten Arbeiten angenehm macht. Scholliner lebte so gänzlich in seinen Arbeiten, daß er oft Jahre lang nicht aus seinem Kloster kam, dabei war er äußerst mittheilend, und bereit, dem fremden Docht mit seinem Lichte Glanz zu verschaffen.

Uebrigens war er ein strenger, religiöser Mann, und ein thätiger Christ, bescheiden, schonend, mit den Leidenden leidend, ein Freund und Vater der Dürftigen.

Betrauert von allen Guten, schied dieser edle Bayer im siebenzigsten Jahre seines ruhmvollen Lebens. Er wurde zu Welchenberg begraben.

Heinrich Braun,

der Gottesgelehrtheit Doktor, des Maltheser-Ritter-Ordens Komenthur, Probst der Probstei Alhaim, Kanonikus an der Stiftskirche zu U. L. Frau in München, churfürstlicher, geistlicher und Bücherzensur-Rath, wie auch Schuldirektorialrath der sämmtlichen teutschen und lateinischen Schulen, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und anderer gelehrten Gesellschaften. Er starb 1792.

Wenn in einem Lande ein Mann von besonderer Merkwürdigkeit, von besondern Kenntnissen auftritt,

so verdient er auch von der Nachwelt allen Ruhm und allen Dank.

Unser Vaterland hat zu jeder Zeit in jedem Zweige der Wissenschaften vorzügliche Männer aufzuweisen, und noch vor kurzem hatte es an Heinrich Braun einen Mann, dessen Leben an Thaten und Schriften reich ist, und auf den es stolz zu seyn Ursache hat. Obgleich ihn die Mißgunst seiner Zeitgenossen nicht ganz nach seinem Verdienste schätzte, so war er doch mit Recht der Reformator der Schulen in Bayern zu nennen. Ihm bleibt die Ehre, daß er das Meiste zur Verbesserung der teutschen Schreib= und Lehrart in seinem Vaterlande beitrug.

Heinrich Braun war geboren im Markte Trosburg den 17. März 1732. Seine Eltern waren Bäckersleute, die ihm so eine Erziehung mit in die Welt gaben, daß er nachher der Erzieher seines Vaterlandes ward. Sein Vater war bei seiner Geburt schon sechzig Jahre alt, seine Mutter zählte aber erst einige zwanzig, als sie ihn gebar. Obwohl er als Kind ungemein schwächlich war, und von der Mutter mit aller Mühe und Sorgfalt erhalten wurde, so war er doch bei seinem zärtlichen Gliederbau ein äußerst lebhafter Knabe. Diese seine Mutter schätzte er sein ganzes Leben hindurch, und unterstützte sie in ihrem Alter reichlich. Dafür war ihm aber auch von Jugend auf die Verheißung zu Theil, welche guter Söhne wartet.

Nach dem Tode seines Vaters blieb der junge Heinrich nicht lange mehr zu Hause, indem er keine Neigung zur Bäckerei, noch zu irgend einem Handwerke, sondern nur zum Lernen zeigte. Dazu kam er nach Tittmoning zu dem damaligen Pfarrer, der sein Anverwandter war. Dieser suchte die Lebhaftigkeit des Knaben keineswegs zu unterdrücken, sondern vielmehr zweckmäßig zu lenken und zu beschäftigen.

Durch ihn vorbereitet, kam der hoffnungsvolle Knabe zu den Studien nach Salzburg, studierte fleißig, und zeichnete sich in allen Gegenständen besonders aus. Nachdem er daselbst die Philosophie geendet, und die Magisterwürde erhalten hatte, so hörte er noch die geistlichen Rechte.

In einem Alter von 18 Jahren trat er in das damals berühmte Kloster Tegernsee, und nach zurückgelegten Probejahren studierte er die Theologie. Bei einer Disputation vertheidigte er mit vielem Beifall öffentlich die aufgestellten Theses. Seine Geschicklichkeit war dadurch beehrt, daß er bald zum Priester geweiht, und zum Professor bestellt wurde; zugleich übertrug man ihm die Aufsicht über die berühmte Klosterbibliothek.

Hierbei hatte er Gelegenheit, sich zu dem Manne zu bilden, als der er uns bekannt ist. Sprachstudium war immer sein Lieblingsstudium. Nebst den morgenländischen Sprachen studierte er für sich noch vorzüglich seine Muttersprache, die damals in keiner

Schule als Lehrgegenstand eingeführt war. Der Ruf seiner ausgebreiteten Kenntnisse verbreitete sich selbst im Auslande. Kaiser Joseph II. verlangte ihn, und er befand sich auch eben in Wien, als er von dem Churfürsten Maximilian III. ein eigenhändiges Schreiben mit der Einladung erhielt, sich nach München zu begeben, um bei der Akademie der Wissenschaften an der Verbesserung der teutschen Sprache zu arbeiten.

Hier stand nun der Patriot am Scheidewege; er gehorchte ohne Verzug dem Rufe in sein Vaterland.

Von nun an begann sein öffentliches Wirken. Die Akademie der Wissenschaften bediente sich seiner zu den nützlichsten Zwecken, vorzüglich dazu, dem Schulwesen eine vortheilhafte Gestalt zu geben. Der allergeliebte Churfürst Maximilian III. schätzte ihn sehr. Er übertrug ihn das Kanonikat zu U. L. Frau und die Stelle eines wirklich frequentirenden geistlichen Rathes. Dieß war für Braun die erste Belohnung und zugleich eine kräftige Aufmunterung zur ferneren Thätigkeit. Seiner Bestimmung gemäß richtete er sein vorzügliches Augenmerk dahin, die vernachläßigten teutschen und lateinischen Schulen zu verbessern, und in denselben die brauchbarsten Kenntnisse gemeinnütziger zu machen.

Zu diesem Ende verfaßte er die nöthigen Lehrbücher und entwarf einen neuen Schulplan für das teutsche Schulwesen, der durch landesherrliche Verordnung allgemein im Lande eingeführt wurde. Bei

diesen Schulverbesserungen fanden sich auch viele Widersacher, die gegen dieses patriotische Unternehmen schrieen, und durch Spöttereien und Verläumdungen den eifrigen Reformater verdächtig zu machen suchten; ja sogar in persönliche Beleidigungen gegen ihn ausbrachen. Nur sein beherzter Muth und der nachdrückliche Schutz eines aufgeklärten Ministeriums konnten ihn unter den Bestürmungen solcher Feinde sichern.

Vorzüglich verdient auch erinnert zu werden, daß Braun in seinen Entwürfen und Thaten allein war, und keinen besondern Mitarbeiter hatte.

Durch seine vielen Schriften, die über Erziehung, Sprachkenntnisse, Dicht- und Redekunst, Philosophie und Theologie herauskamen, trug er vieles zur Verbreitung der Wissenschaften bei.

Man zählt in allen diesen Fächern über 60 Bücher, die er verfaßte. Nebstbei sind noch viele kleine Schriften und literärische Blätter, die ohne seinen Namen herauskamen. Wohl würde er das Vaterland noch mit vielen Beweisen seiner Thätigkeit erfreut haben, wenn ein längeres Leben alle seine Plane hätte zur Reife kommen lassen. Indeß bleibt sein Name in der Schul- und Sittengeschichte Bayerns immer merkwürdig.

Seine Lieblingsarbeit war die Bibelübersetzung, woran er noch arbeitete, als sich ihm bereits der Tod ankündigte. Durch dieses Werk wollte er zunächst sich und auch andere erbauen.

Das Schönste von seinem ganzen Leben ist, daß zwischen seinen Gesinnungen und Handlungen kein Unterschied war, er blieb sich immer gleich, und handelte so, wie er dachte und schrieb. — Von seinem Wohlthätigkeitssinne erzählt man viele Beispiele. Ungeachtet der namhaften Beiträge zur allgemeinen Armenanstalt, that er vielen nothleidenden Familien im Stillen Gutes, streckte Hauszinse vor, hielt arme Koststudenten, und schenkte ihnen Bücher und Kleidung. Sogar seine Uhren, wenn er eben kein baar Geld vorräthig hatte, gab er aus der Tasche weg, und ließ sie auf seine Kosten versetzen. Eben so gütig war er als Hofmarksherr seiner Komende Aheim gegen seine ärmern Unterthanen, nicht selten erließ er ihnen ihre Abgaben.

Mit vielen Gelehrten im Auslande führte er eine freundschäftliche Korrespondenz, so wie er auch oft Besuch von reisenden Gelehrten erhielt. Nie unterließ er, Hilfsbedürftigen nach Kräften beizustehen, besonders liebreich zeigte er sich gegen Lehrer, die er als Bildner einer heranblühenden Generation immer werth hielt.

Dieses sind nur einige Züge aus Brauns thatenreichem Leben, dessen Ausgang eben so sanft als selig war. Zwar hatte er es nicht vermuthet, eines schnellen Todes zu sterben, denn er versprach sich bei seiner Lebensordnung ein noch höheres Alter. Er saß eben den 5. November 1792 in der frühen Morgenstunde beim Schreibtische, und arbeitete an

der Bibel Werke. Zwei Bögen vom Buche der Weisheit hatte er mit den vortrefflichsten Erklärungen bereits geschrieben, als ihn plötzlich ein Schlagfluß berührte. Bis zum 8. lag er sprachlos, jedoch bei vollkommenen Verstande da, gab noch einige Zeichen seiner Liebe zum Leben, und seines warmen Menschengefühls bis zum letzten Athemzuge, wo bei ihm der Tod nicht in einer fürchterlichen und schmerzlichen, sondern sanften Auflösungsgestalt erscheinen mußte, denn das Bild seines liebreichen Wesens drückte sich noch in den Mienen des Verbliechenen ab. — So selig entschlummert, lag er öffentlich in seinem Sterbezimmer 2 Tage ausgesetzt, bis die Leiche in der Stiftskirche zu U. L. Frau in München jenen seiner Mitbrüder beigesetzt wurde.

Die dankbare Nachwelt wird sein Andenken ehren.

Molliter ossa cubent!

Nikolaus Luckner aus Kamm, französischer Marschall, geboren 1721 — durch die Guillotine hingerichtet 1794.

Wenn gleich dieser merkwürdige Mann sein Daseyn am Blutgerüste im Auslande beschloß, so gehört er doch unstreitig zu jenen Bayern, deren nähere Lebensumstände zu erfahren dem vaterländischen Geschichtsfreunde erfreulich seyn muß.

Nikolaus Luckner wurde im Jahre 1721 in der Stadt Kamm, im bayerischen Walde geboren. Sein Vater war Bürgermeister daselbst. Als Bierbräuer und Hopfenhändler hatte er hinlängliche Mittel, dem jungen Niklas eine höhere Bildung geben zu lassen.

Des Vaters Wille gemäß sollte der Junge dem geistlichen oder Beamtens-Stande sich dereinst widmen, allein Niklas fühlte dazu keinen Beruf in sich, — ihm war das Soldatenspiel lieber, wozu frühe schon eine besondere Neigung in ihm rege wurde.

In seinem neunten Jahre verlor er seinen Vater durch den Tod, und nachdem er einige Vorkenntniße in der lateinischen Sprache zu Kamm erhalten hatte, kam er nach Paßau, um im Jesuiten-Kollegium daselbst die weitere Bildung zu erhalten.

Er zeigte wenig Freude zu den Wissenschaften, und überließ sich mehr dem Müssiggange. Sein Leichtsinn und die früher überhandgenommene Wildheit nahmen mit dem Antritte des Jünglingsalters einen unbeugsamen Sinn an, der ihm durch sein ganzes Leben anhieng.

Als im Jahre 1741 der östreichische Erbfolgskrieg ausbrach, begab sich Luckner, angespornt von der drohenden Gefahr seines Vaterlandes, unter das kaiserlich bayerische Morawitzki Infanterie-Regiment und brachte es bald zum Fähndrich. Drei Jahre darauf trat er unter das berittene Korps der Frei-

willigen unter Anführung des Michael Gschray, und ward in Bälde dabei Lieutenant.

Bei verschiedenen Gelegenheiten legte er besondere Proben seines Muthes und seiner militärischen Kenntnisse an den Tag, welche große Hoffnungen von ihm erwarten ließen.

Am vorzüglichsten zeichnete er sich durch seine Geistesgegenwart, durch Einsicht und kluge Anordnung im Monate März 1745 aus. Als zwischen Ismaning und Freising das Freikorps von ungarischen Husaren angegriffen, und in die Flucht geworfen wurden, sammelte der unerschrockne Luckner einige Reiter, brachte sie in Ordnung und hinderte das Vordringen des Feindes.

Dieß war im bayerischen Dienste Luckners letzte That; denn nach Beendigung des östreichischen Erbfolgekrieges war die Armee vermindert und Luckner trat beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges in hannöveranische Dienste.

Vertraut mit den Gefahren des Krieges war er nicht allein unternehmend und listig, sondern auch persönlich tapfer.

Der Ruf seiner kriegerischen Thaten und seine männliche Haltung erwarb ihm bei der hannöveranischen Regierung jene Posten, wornach er lange geitzte. — Er wurde Kommandeur über ein leichtes Korps.

Jetzt war Luckner in seinem Elemente. Kühn, oft nur zu gewagt, streifte er mit diesem vor und

hinter der Linie der feindlichen Armee, und richtete unter selber manchmal schreckliche Blutbäder an, die selten ohne Plünderung und Erpressungen der feindlichen Bewohner abgiengen, wozu ihn Bereicherungssucht gefühllos verleitet haben soll. — Keine Gefahr schien ihm zu groß, durch die er sich nicht durch List oder Klugheit herauswand. Die Hannoveraner erkannten sein Verdienst eben so sehr, als die Franzosen seinen Muth und Klugheit bewundern mußten.

Als nach geschloßenem Frieden zu Hubetburg 1763 das schöne Husaren-Regiment Luckners abgedankt war, entrüstete sich der Obrist so hierüber, daß er die hannoveranischen Dienste verließ und französische suchte.

Frankreich stund keinen Augenblick an, dem Gesuche eines Mannes zu willfahren, welcher demselben eben so viel nützen könnte, als er ihm vorher geschadet hatte. Luckner erhielt vor der Hand gleich die Stelle eines Generallieutenants mit einem Gehalte von 30,000 Livres.

Als die Revolution in Frankreich ausbrach, schien sich Luckner zur revolutionären Parthei hinzuneigen, aus dieser Ursache bewilligte ihm die Nation der allgemeinen Förderation beizuwohnen und Luckner erschien vor den Schranken der Versammlung. Nachdem er seinen Huldigungseid überschickt hatte, empfieng er aus den Händen des Ministers Narbonne zu Metz den Marschallstab.

Damals hatte Frankreich drei Armeen. Die Rhein-Armee 24,000 Mann stark, kommandierte Luckner als Obergeneral, und das Hauptquartier war in Straßburg.

Das erste, was er unternahm, war die Besatzung der Engpäße von Brundrut.

Nach Erledigung der Obergeneralsstelle der Nordarmee, übernahm Luckner auch das Kommando derselben, und stellte Ordnung und Mannszucht bei derselben her. Luckner wurde hierauf von der Nord- zur Zentralarmee versetzt. Sein Hauptquartier war jetzt in Metz.

Hier fieng auf einmal sein kriegerischer Geist ganz zu erschlaffen an; so lange das Kommando desselben dauert, war die Armee völlig unthätig. Die Feinde, unter Anführung des Herzogs von Braunschweig, rückten ohne alle Schwierigkeit vor, und würden sogar bis nach Paris vorgedrungen seyn, hätte sie nicht Dumouriez mit der Nordarmee verhindert.

Ob den Marschall Eigensinn oder schlechter Zustand der Armee, oder Unfähigkeit, an der Spitze eines großes Heeres zu stehen, oder sein hohes Alter diesen Schritt machen ließ — oder ob vielleicht gar Haß und Intriguen der französischen Unter-Generale gegen den Ausländer im Spiele waren, läßt sich schwer unterscheiden.

Luckner wurde entsetzt, nach Chalons verwiesen, und das Kommando der Centralarmee dem Obristen

Kellermann übertragen. — Da ihm noch der Obriste Laklos an die Seite gesetzt wurde, ohne dessen Unterschrift er keinen Brief abschicken durfte, so schmerzte ihn dieses Verfahren so sehr, daß er seinen Abschied forderte. Ohne Verzug wurde ihm solcher mit einem Gnadengehalte von 36,000 Livres ausgesprochen, und sogar bewilliget, diese Summe in einer Zurückgezogenheit, wo immer, zu genießen. Statt sich mit weiser Vorsicht auf seine Güter in Hollstein zu begeben, und dort die Zeit abzuwarten, bis Klugheit rieth, Gebrauch in der Folge zu machen, beschloß er seine Tage in Elsaß zu verleben, damit er die Pension an der Quelle holen könnte.

Zu dieser Zeit, wo in Frankreich Geld nehmen, mehr als Geld geben die Tagessatzung war, wurde ihm von den dortigen Rentbeamten die Auszahlung seines Gnadengehaltes verweigert. Luckner — vom Geitze geblendet — ging nach Paris, selben hier zu fordern. Allein, er wurde sogleich verhaftet, und Robespierre, unter dessen blutiger Geißel sich Frankreich damals geschmieget, ließ ihm als einem überflüßigen Kostgänger der Nation den Prozeß machen. Er wurde des Staatsverrathes, als hätte er absichtlich die Feinde begünstiget, angeklagt, zum Tode verurtheilt, und am 4. Jänner 1794 durch die Guillotine hingerichtet.

„Ich zwei und siebenzigjähriger Greis sterbe im Bewußtseyn meiner Unschuld!" Dieß waren die letzten Worte des unglücklichen Marschalls.

So endete der Mann, welcher in seinen frühern Jahren Bewunderung einärndtete und im Alter — zwar seine Thatkraft — gewiß aber seine Rechtschaffenheit nicht verloren hatte.

Andreas Zaupser. † 1795.

Zaupser wurde zu München 1747 geboren. Sein Vater, ein herrschaftlicher Kammerschreiber, schickte ihn daselbst in die Jesuiten-Schule, und wendete alles Mögliche an, seinen Sohn zu einem brauchbaren geschickten Manne zu bilden. Der fleißige Junge entsprach auch vollkommen den Erwartungen seines Vaters, denn er war während seiner Studien-Jahren immer unter den Ersten. Ein Beweis seiner guten Anlage und seines unermüdeten Bildungseifers.

Damals wurden die Schriften der teutschen Klassiker auch in unserm Vaterande bekannt. Unter den jungen Leuten, deren besserer innerer Sinn hierdurch erwachte, war auch Zaupser.

Er lebte mitten in der volkreichsten Stadt das einsamste Leben, las und studierte unaufhörlich, so, daß er in Gefahr kam, sein Augenlicht zu verlieren.

Sein Fleiß und seine Geschicklichkeit blieben nicht lange unbekannt. Es erschienen von ihm mehrere Schriften, die im Auslande Bewunderung erregten, während sie ihm im Vaterlande viele Feinde zuzogen.

Anfangs erhielt er nur eine geringe Anstellung, die ihm alle Zeit zur Lektüre und Fortsetzung seiner Studien raubte, und mit Vorbedacht ihm rauben sollte, „damit ihm, wie es im Rescripte hieß, aller Hang zu ausschweifenden Schreibereien vergehen möchte." Späterhin erhielt er aber Stellen, bei welchen er nicht nur für die Wissenschaften Zeit genug fand, sondern auch wohl anständig zu leben hatte. Er war bei Errichtung des Malthesser-Ritter-Ordens zum Sekretär und Expeditor ernannt. Bei der von der Herzogin Maria Anna errichteten Militär-Akademie war er zugleich zum Professor ernannt. Der bessere Theil ehrte und liebte den Mann, auf dessen Besitz unser Vaterland stolz seyn kann, so sehr ihn auch die Mißgunst zu verkleinern suchte. Eine Ode, die er auf die Inquisition verfaßte, zog ihm eine harte Demüthigung zu, und diese verwundete ihn tief. Ein unaufhörlicher Schmerz untergrub seine Gesundheit. Er verlor zwar bei dem Gram, der in seinem Innern nagte, keine seiner biedern, liebenswürdigen Eigenschaften, aber er wurde zusehends unzufrieden mit dem, was die Welt ihm war.

In den letzten Jahren ermunterte er sich mit einer Sammlung von Naturalien, machte viele Bewegung im Freien, und strebte mit Mühe und Anstrengung der Melancholie und Abnahme der Körperkräften entgegen; aber ein warmes Bad, wozu er seine Zuflucht nahm, beschleunigte ihre Zerstörung.

Er schied 1795 mit voller Hingebung im 49. Jahre seines Lebens. Auf dem Antlitze seiner Leiche drückte sich noch die Würde, Güte und Milde aus, die er in seinem Leben besaß.

An Zaupser ging ein ächter Kenner der klassischen Gelehrsamkeit verloren. Er war ein standhafter, zuverläßiger Freund, und ein seine Nation innigst liebender Patriot.

Zwar verkündet keine Grabschrift den Ort seiner Ruhe; aber sein Andenken lebt in den Herzen jedes edeldenkenden gebildeten Bayers.

Benedikt Stattler. † 1797.

Dieser in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts verdienstvolle Mann erblickte das Tageslicht zu Kötzting im bayerischen Walde im Jahre 1728 den 30. Januar.

Nachdem er im Benediktiner-Kloster Niederalteich, und in der Folge auf dem Gymnasium zu München die niedern Schulen besucht hatte, trat er 1745 zu Landsberg in den Orden der Gesellschaft Jesu, und hörte darauf mehrere Jahre hindurch zu Ingolstadt philosophische, mathematische und theologische Vorlesungen. Im Jahre 1759 erhielt er die Priesterweihe, legte die letzten Gelübde seines Ordens ab, und lehrte von dieser Zeit an, anfangs zu Solothurn, nachher zu Insbruck und zuletzt zu Ingolstadt öffentlich Philosophie und

Theologie. Mit Beibehaltung seiner Professur auf der Universität, und des ihm übertragenen Prokanzelariats zu Ingolstadt erhielt er 1776 die untere Stadtpfarre daselbst, vertauschte aber diese Aemter 1782 gegen die Stadtpfarrei zu Kemnath in der obern Pfalz, welche Stelle er ebenfalls nach einigen Jahren freiwillig niederlegte, und nach München ging, wo er als wirklicher geistlicher und Censurrath angestellt wurde.

Benedikt Stattlers Werke sprechen schon von seinen Verdiensten. Seine Zeitgenossen ehrten ihn, und mit Recht setzt ihn die Nachwelt unter die Zahl jener Männer, die das katholische Teutschland zu seinen ausgezeichnetsten Schriftstellern und zu seinen verdienstvollsten Geistlichen des vorigen Jahrhunderts rechnen darf. Ihm gebührt der Ruhm eines eben so tiefdenkenden, als freimüthigen Schriftstellers. Die Vorzüge seines literarischen Charakters hatten auf die Verbreitung richtigerer und hellerer Grundsätze in der katholischen Kirche einen nicht unbedeutenden Einfluß.

Durch seine Ethica christiana communis, ein Hauptwerk, das ihm die Kirche verdankt, brach er zuerst die Bahn zu einer vernunftmäßigen Behandlung der Sittenlehre. Außerdem ist er noch durch mehrere Schriften, besonders durch seine Sittenlehre für die Jugend, bekannt. In seinen Streit-Schriften gegen die kritische Philosophie zeigte er viele Gründlichkeit und Scharfsinn.

Er arbeitete unverdrossen bis in sein siebenzigstes Lebensalter fort, und bezeugte durchaus einen musterhaften priesterlichen Lebenswandel.

Daß er nicht ohne Feinde war, die einen Schatten auf ihn zu werfen suchten, wird um so weniger bezweifelt werden, als dieß das Loos eines jeden verdienstvollen Mannes ist.

Seine mißlichen Gesundheits-Umstände nöthigten ihn, in seinem hohen Alter um Dimission vom Censurgeschäfte zu bitten, die er auch erhielt. Von dieser Zeit an lebte er bis zu seinem Tode, der 1797 erfolgte, im ruhigen Privatstande.

Ludwig Fronhofer, erster Lehrer an der Muster-Schule in München, und churfürstlicher bayerischer geistlicher und Schulen-Rath.

† 1789.

Unter den wenigen Edlen, welche in der zahlreichen Versammlung von Menschen nur sparsam ausgesäet sind, starb in einem Alter von 58 Jahren Ludwig Fronhofer. Er hat sich im Fache der schönen Wissenschaften und der bildenden Künste sehr rühmlich ausgezeichnet, und für das Vaterland viele Dienste erworben.

Sein Geburtsort war Ingolstadt, und der Ort seiner Erziehung München. Hier fing er an, Latein zu lernen, war immer einer aus den Ersten, und

fühlte zu den schönen Wissenschaften und bildenden Künsten einen ganz besonderen Hang, wozu er auch Talente besaß.

Er war mit griechischen und römischen Schriftstellern nebst unserer teutschen schönen Literatur genau bekannt. Er schrieb selbst Gedichte, die einen schönen erhabenen Geist verrathen.

Als unter Maximilan Joseph III. durch den verdienstvollen Direktor Braun eine allgemeine Schulen-Verbesserung in Bayern vorgenommen wurde, ward Fronhofer bei der Hauptschule als erster Lehrer und Vorsteher angestellt. Aller Bitterkeiten ungeachtet, die er bei Entstehung dieser neuen Lehrart verschlingen mußte, trat er mit unerschüttertem Muthe als der Erste auf, so sehr auch die alte Gewohnheit mit ihren tausend Zungen sich dagegen setzte, den guten Geschmack in Bayern zu verbreiten. Durch seine rastlosen Bemühungen wurden bessere Stadt- und Land-Schullehrer gebildet, und so nach und nach eine bessere Methode in den teutschen Schulen eingeführt.

In seinem jugendlichen Alter waren Fronhofers Lieblingsbeschäftigungen die bildenden Künste. Die Malerei hatte ganz besondere Reitze für ihn, und er ließ nichts unversucht, eine gründliche Kenntniß davon zu erlangen.

So viel es die Kräfte seines Vermögens zuließen, sammelte er Kupferstiche und Gemälde, und brachte es endlich dahin, daß er sich ein kleines

Kabinet auserlesener Gemälde beischaffte. Er war in diesem Fache ein bedeutender Kenner, und wurde in wichtigen Geschäften der Kunst öfters zu Rathe gezogen. Eine akademische Abhandlung über die schönen Künste trat bei seiner Aufnahme an das Licht. Viele andere Schriften, die aus seiner Feder floßen, blieben Manuscript.

Als Lehrer und Schulvorstand hatte er viele harte Schicksale zu erdulden; er verfiel nicht ohne Ursache öfters in eine tiefe Melancholie, die vermuthlich der Keim seines frühen Todes gewesen.

In diesen trüben Stunden suchte er Schutz bei den menschenfreundlichen Musen; und sie heiterten ihn auch wirklich, wie er selbst sagte, öfters wieder auf.

Sein Charakter war rechtschaffen und gut. Er ließ sich keine Mühe reuen, jedermann Liebesdienste zu erweisen. Er weilte gerne im Kreise der Kinder, und ließ sich ihre Bildung besonders angelegen seyn. Oefters beschenkte er sie von seinem eigenen damals noch geringen Einkommen; er theilte manchmal sein schmales Brod mit seinem Mitmenschen, und entblößte sich von dem, was er für den Fall selbst oft nothwendig hatte. Es ist keine große Kunst, vom Ueberfluße dem Armen etwas abzureichen, und doch geschieht es selten, oder mit Unmuth; aber wie groß ist der Mann, der selbst dürftig sein Leben hinbringt, mit wenigem zufrieden ist, und dennoch von seinem Wenigen reichlich gibt.

Er lebte übrigens tugendhaft, und starb mit der Entschlossenheit eines wahren Christen, der auf Vergeltung in einer bessern Welt hoffte.

Skizze aus dem Leben des Titl. Hrn. Grafen Sigmund von Heimhausen. † 1793.

Herr Sigmund, Graf von Heimhausen, wurde am 28. Dezember 1708 zu München geboren. — Sein Vater, Graf Joseph war als Hofrath und Kammerherr dem Churfürsten Max Emanuel nach Frankreich gefolgt, starb daselbst, und ward zu St. Cloud begraben.

Damals befand sich der junge Graf eben in der Rhetorik, als er unter die Vormundschaft seines Onkels, des Herrn Obristkämmerer Grafen von Thierheim kam. Er verließ sodann die Lehranstalt der Jesuiten in München, und kam nach Salzburg zu den Benediktinern, um daselbst die Philosophie zu hören.

Der damalige Erzbischof von Salzburg, (ein Graf Harrach) hatte die in seiner Residenzstadt studierenden jungen Edelleute unter eine sorgfältige Aufsicht genommen. Er zog die geschicktesten Lehrer an seinen Hof, um die Bildung der jungen Adelichen auf alle mögliche Weise zu befördern. Nach einem zweijährigen Aufenthalte reiste der junge Graf über München nach Prag, wo er seine juristischen Wissenschaften fortsetzte, und einige Jahre

darauf begab er sich auf Reisen in entfernte Länder. — Auf dieser Reise begleitete ihn (nebst seinem Bruder Karl) der Hofmeister (Schmied). Sie besuchten Dresden, kamen nach Berlin und Potsdam, und reisten dann nach Lübeck, Hamburg, durch Westphalen über Utrecht nach Amsterdam. Sie besahen auf dieser Reise nicht bloß das Seltne und Bewunderungswürdige, sondern vorzüglich das Nützliche und trugen das Merkwürdigste in ihr Reisebuch ein. So durchreisten sie ganz Flandern und Brabant, und besuchten die zahlreichen und schönen Städte dieser gesegneten und berühmten Länder. — Als sie nach Calais kamen, faßten sie den Entschluß, nach England zu gehen. Dort besahen sie sowohl auf dem Lande, als selbst in der Hauptstadt London das Merkwürdigste und kehrten dann nach den Niederlanden zurück, in der Absicht, nunmehr auch Frankreich und Paris zu besuchen. Nachdem sie acht Monate daselbst verweilten, kehrten sie über Rheims, Chalon, Lüneville, Straßburg, Stuttgart nach einer vierjährigen Abwesenheit nach München zurück. —

Nach dem Tode seines Großvaters und Bruders war Graf Sigmund der Universalerbe seines ganzen Vermögens und seiner Güter in Bayern und Böhmen. Der junge Graf war damals noch unentschlossen, welches Geschäft und Amt er zum Behufe des Lebens sich wählen sollte, als ihn die Lust anwandelte, das Studium des Bergbaues

allem vorzuziehen. Er lud daher den H. D. Stör, Professor der Metallurgie zu Leipzig, auf sein Schloß Küttenplan in Böhmen, hörte fast ein ganzes Jahr seine Vorlesungen, besuchte die Bergwerke und berathschlagte sich nicht nur mit den geschicktesten Bergleuten, sondern befuhr auch die beschwerlichsten Schachten, um sich dessen durch eigene Betrachtung zu bemächtigen, was die Theorie ihn gelehrt hatte.

Die seltnen Kenntnisse, welche sich der Herr Graf im Berg- und Münzwesen erworben, und die Bemühungen, womit er selbe täglich zu vermehren strebte, blieben nicht verborgen. Kaiser Karl Albert berief ihn nach München, und übertrug ihm das Berg- und Münzwesen in Bayern. Der Graf übernahm diesen ehrenvollen Antrag mit Freuden unter der Bedingniß, daß die churfürstliche Hofkammer aller Aufsicht, alles Entschlußes in Berg- und Münzwesen sich entschlage, und dieses Geschäft künftig unmittelbar unter dem Schutz und der Aufsicht des Churfürsten stehen sollte.

Die Bedingniß des Herrn Grafen von Heimhausen war außerordentlich und neu, und schien nicht anzugehen; allein da selber unbeweglich blieb, so erfolgte endlich die Entschließung, daß ein eignes Münz- und Bergwerkskollegium errichtet werde, und Herr Graf zum geheimen Rath, zum obersten Münzmeister und Präsidenten des neuen Kollegium ernannt seyn soll. Nunmehr befand sich der Geist des großen Beförderers der Künste und Wissen-

schaften in seiner eignen Sphäre. — Er macht sogleich mit der Herstellung des Münzwseens den Anfang. Er ließ große Preßmaschinen verfertigen, berief sachkundige erfahrne Leute, durch welche der Geschmack für das Vortreffliche geweckt, wie der Eifer der Nachahmung ermuntert werden sollte. —

Unter der Leitung und dem Forschungsgeiste des Herrn Grafen Heimhausen war nicht nur das Münz- und Bergwesen kultivirt, sondern noch manche andere Versuche zur Verbesserung der Landeskultur gemacht. Wenn auch manche derselben nicht vollkommen entsprachen, so wurde er deßhalb nicht muthlos, und er konnte sich immer mit Recht als Stifter einer Anstalt betrachten, die sich in kurzer Zeit so sehr verbesserte, und dem Vaterlande einen dauernden Zufluß so mancher wichtiger Vortheile gewährt hat. —

Noch verdient ein Zug aus dem Leben des H. Grafen erwähnt zu werden, der dem lieben Vaterlande von großer Wichtigkeit ist. Wenn es auch unserm Lande an Salz und Eisen mangeln sollte, so wäre dieser Mangel nicht so drückend, als daß die Nation an Gelehrsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit zurückbliebe. Denn nichts ist einem Staate gefährlicher als Unwissenheit, Trägheit und Unlust zum Guten, er wird dadurch einem andern zinsbar, und verfällt in die Knechtschaft eines mehr gebildeten. Schon waren die wissenschaftlichen Kenntnisse im nördlichen Deutschland in einem hohen Grade

vorgerückt, als es bei den südlichern Bewohnern immer wichtiger ward, nachzufolgen, um nicht gleichsam aus allem Verhältniß zu treten. Sigmund Graf von Heimhausen war einer der Ersten in Bayern, der diese auffallende Lücke wahrnahm, und sie nach Kräften zu decken suchte. Er legte dem Churfürsten Maximilian die ausgebreiteten Früchte ans Herz, welche durch die Errichtung einer gelehrten Akademie dem Lande zugehen würde.

Die Gelehrsamkeit in Bayern zog auch bald nachher die Aufmerksamkeit aller Teutschen an sich. Im Jahre 1770 bis 72 unternahm dieser wissenschäftlich gebildete Graf eine Reise nach Italien, und betrachtete mit reifem Geiste die Wunder der Natur und die verewigten Meisterstücke der Kunst.

Seine Kupfersammlung von mehr als tausend Meistern war auserlesen, so wie seine Kunstwerke auf seinen Gütern und Schlößern prächtig, und verrieth schon in ihrer Auswahl einen Besitzer von seltner Kenntniß und geläutertem Geschmacke. Wo man sich hinwendete, entdeckte man Spuren eines Mannes, der auf der Bahn der Vollkommenheit ungewöhnliche Wege ging.

Bis in das höchste menschliche Alter blieb dieser hohe Beförderer der Künste und Wissenschaften der Vorstand der Akademie der Wissenschaften.

Er starb den 16. Jäner 1793 seines Alters im 85. Jahre, der letzte des männlichen Stammes.

Sebastin Mutschelle. † 1800.

Unter den merkwürdigsten Männern unsers Vaterlandes, welche die neuere Zeit erzeugte, verdient vorzüglich Sebastian Mutschelle, Pfarrer zu Baumkirchen und Professor der theologischen Moral am Lyzeum zu München, genannt zu werden. Seine hinterlassenen Schriften zeugen von seinen gründlichen und ausgebreiteten Kenntnissen im Gebiethe der Wissenschaften, und sein reinmoralischer Charakter setzte ihn unter die edelsten Menschen unsers Zeitalters.

Mutschelle wurde zu Allertshausen, Gerichts Krandsberg, im Jahre 1749 geboren. Sein Vater besaß eine Mühle.

Seine erste Erziehung war einfach, der lieben Natur getreu. Sein Körper war bis auf die letzte tödtliche Krankheit nie krank. In diesem gesunden Körper zeigte sich auch früh eine heitere, frohe, gesunde Seele. Als Knabe war er schon sehr lebhaft und lustig, jedoch auch leicht aufgebracht, und bedurfte gewöhnlich keine Gespielen, um recht zufrieden zu seyn.

Er war sich selbst genug, und befand sich am beßten, wenn er ungestört zu Hause nach seinen Eingebungen sich unterhalten konnte.

Nachdem der Kleine sich hinreichende Kenntnisse im Lesen, Schreiben, und in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache gesammelt hatte, wurde

er nach München in die Jesuiten-Schule geschickt. Hier betrat er nun eine für ihn ganz neue Laufbahn. Seine bisherige Ehrliebe brannte bald in Ehrgeitz auf. Er wollte unter seinen Mitschülern der Erste seyn, und sparte daher keinen Fleiß, diesen Platz zu verdienen.

Die Jesuiten, welche mit ihrem scharfsichtigen Blick die Vorzüge seines Geistes bemerkten, zogen ihn in ihre Gesellschaft. Sein Geist verlangte noch immer etwas Größeres, uud er glaubte, in diesen Orden hinreichende Beschäftigung zu finden. Er trat uach der Rhetorik zu München in die Gesellschaft, und kam dann nach Landsberg in das Noviciat.

Der Hauptschritt zu seiner künftigen Bestimmung war jetzt gethan.

Hier lernte er sich selbst beherrschen, studierte die höheren Wissenschaften, und lehrte zugleich als Magister in den untern lateinischen Klassen.

Nach Auflösung des Ordens begab sich Mutschelle nach Ingolstadt, wo er in der Albertinischen Stiftung seine Studien vollendete.

Ohne andere Wissenschaften zu vernachlässigen, verlegte er sich mit besonderer Vorliebe auf die Philosophie, nachdem er einige Zeit Privat-Erzieher in einem ansehnlichen Hause in München war.

Darauf ward er Wallfahrts-Prediger zu Altenötting. Aber er blieb nicht lange auf diesem Platze; das Loos trug ihn nach Mattigkofen in dem sogenannten Innviertl, welches damals noch bayerisch

war. Er wurde da Pfarrvikar. Dieser Wirkungskreis war für ihn ganz erwünscht. Seine Talente entfalteten sich immer mehr. Sein Verdienst war anerkannt. Er wurde im Jahre 1779 Kanonikus an dem Kollegiatstifte zu St. Veit in Freising und geistlicher Rath bei dem dasigen Consistorium.

Hier wirkte er mit vollem Nachdrucke seines Amtes und seines Geistes. Der ganze Kreis, auf dem er einwirkte, zeigte bald die Einflüße der wohlthätigen Macht.

Reinere Begriffe geriethen in Umlauf; schönere Gefühle erwachten; edlere Gesinnungen faßten Wurzeln. Das erste, was er in dieser Lage that, war, daß er die Pflicht der kindlichen Dankbarkeit erfüllte. Er nahm daher seine Eltern zu sich, und pflegte sie lebenslänglich. Er übernahm als Schul-Kommissär die Verbesserung der teutschen Schulen, und ließ sich den Unterricht der Jugend besonders angelegen seyn.

So allgemein die Achtung und Liebe für Mutschelle bei allen Menschen war, so verschonten ihn doch Haß und Verfolgung nicht. Er sah sich oft zurückgesetzt, und außer Stande, nach Kräften zu wirken.

Bei aller Würde, die er bekleidete, war es ihm nicht um den Glanz, sondern nur darum zu thun, recht werkthätig zu nützen. Dieß zeigte sich dadurch: Er nahm als gewesener geistlicher Rath eine Stelle an, womit kein geistlicher Raths-Charakter verbun-

den war. Er, der ehemalige Schulkommissär, unterwarf sich einer neuen Schulkommission. Er legte die geistliche Rathsstelle und das Canonicat nieder, und übernahm die Pfarre Baumkirchen, eine Stunde von München. Hier genoß er die erwünschte Ruhe und Selbstzufriedenheit. Das Studium der Philosophie war nebst der Theologie seine Hauptbeschäftigung. Er versäumte aber über dem Denken und Schreiben nicht das Handeln. Er war ein eben so guter Hirt und Vater, als er ein freundlicher Lehrer war. Zwischen seinen Worten und Werken war kein Unterschied.

Mutschelle war über 6 Jahre auf seiner Pfarre, als sich ihm ein neuer wichtigerer Wirkungskreis öffnete.

Die bayerische Regierung wollte dem Schulwesen eine bessere Einrichtung verschaffen, und warf die Augen auch auf ihn. Er erhielt den Ruf als Professor, den er auch annahm, ohne jedoch seine Pfarre zu verlassen.

In eben dieser Zeit hatte der verheerende französische Krieg auch unser Vaterland heimgesucht. Auch Mutschelle fühlte die Beschwerden desselben. Viele Wochen lang hatte er 130 — 140 Mann in seinem Parrhofe. Mehr als 14 Tage konnte er weder bei Tag noch bei Nacht nur eine Stunde lang Ruhe genießen.

Dieß, wie auch die fortgesetzte Verfolgung seiner Gegner unterdrückten zwar nicht seinen hellen

Geist, aber sein Körper unterlag den Beschwerden. Es meldete sich eine Schwäche der Kopfnerven; das Uebel hob sich zwar eine kurze Zeit, kehrte aber bald mit größerm Nachdrucke wieder zurück, bis es endlich siegte.

Den 28. November 1800 verließ er die Welt. Sein Tod war sanft. Er glich dem Hinabsinken der Sonne hinter ruhigen Wolken nach einem, besonders am Abende stürmischen Tage.

Er starb in seinem 51sten Lebensjahre, noch viel zu früh für seine Freunde. Ihm wäre vielleicht noch mancher schöne Plan zur Veredlung der Menschheit zugetheilt gewesen, der nun mit ihm dahin schied.

Ihm zum dauernden Denkmal errichteten seine Freunde, unterstützt durch die Regierung, ein neues Schulhaus für die zwischen München und Dachau liegende Kolonie, ein Denkmal, würdig der Verdienste des Verklärten.

II.

Merkwürdige Ereigniße aus der Geschichte unsers Vaterlandes durch alle Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung.

Jahrhunderte sind in der Geschichte der Nationen das, was uns Lebenden heute der gestrige Tag war.

Erstes Jahrhundert. 1 — 100.

Zur Zeit, als Christus geboren wurde, befand sich unser liebes Vaterland noch in einem sehr traurigen Zustande der Rohheit und Barbarei. Ohngeachtet in Süden die Kultur sehr hoch gestiegen war, so stand doch in Bayern keine einzige Stadt.

Auf vaterländischem Boden wurde damals nur Viehzucht, Jagd und etwas Ackerbau betrieben. Das Land Bayern hieß Vindelizien, war von den Römern erobert, und in dasselbe acht Jahre vor Christi Geburt die Bojer, welche früher Böhmen (Bojohemum) bewohnten, und von den Markomanen vertrieben wurden, aufgenommen; allein die Römer, welche unter dem Kaiser Oktavius Augustus die höchste Stuffe erreicht hatten, fingen allmählig an zu sinken.

Indeß vermehrten sich die Bojer, die noch lange unter ihrer Herrschaft standen.

Diese Bojer waren von Natur große starke Leute. Fehde und Jagd waren ihre liebste Beschäftigung. Später verlegten sie sich auch auf Feldbau und Viehzucht. Ihre Nahrung bestand in Milch, Käs, Fleisch und Früchte, auch kannten sie schon

das Bier. Ihre Kleider bestanden in Thierfellen. Sie wohnten zerstreut in Wäldern, in Hütten von Stroh und Moos bedeckt.

Sie besaßen einen biedern Charakter, waren gastfreundlich, züchtig, redlich, treu und tapfer. — Sie waren damals noch durchaus Heiden und verehrten Götzen, als Thor die Sonne, Herta die Erde, Allmann der Kriegsgott, denen Druiden und Alraunen in Eichenwäldern, die ihnen besonders heilig waren, zum Dienste Menschen und Thiere opferten, und von den Eingeweiden wahrsagten. Ihre Dichter hießen Barden. Die Ursprache der Bojer war celtisch; ihre Regierungsform monarchisch. Ihre Heersführer wurden aus ihrer Mitte erwählt, und durch freiwillige Abgaben unterhalten.

Obwohl noch in unserer Gegend blindes Heidenthum und Götzendienst herrschte, so wurden doch schon zu Ende des ersten Jahrhunderts zu den Stiftungen der christlichen Kirchen zu Mainz, Trier und Köln der erste Grund gelegt.

Zweites Jahrhundert. 100 — 200.

In diesem Jahrhunderte artete die Macht der Römer sehr häufig in Verzärtlung aus, dazu gesellten sich noch Geitz und Verschwendung, welche ihren Sturz herbei führten. — Sie zogen nunmehr nicht so fast nach Eroberungen aus, sondern mußten zufrieden seyn, wenn sie sich vertheidigunsweis erhiel-

ten. Besonders viel machten ihnen die Teutschen zu schaffen, mit denen sie von nun an in beständige Kriege verwickelt waren. Um sich vor den Teutschen sicher zu stellen, ließ der römische Kaiser Trajan und sein Nachfolger Hadrian, Hoch- oder Heeresstrassen, und eine Menge Wälle aufwerfen, um sich vor den Einfällen der Teutschen zu schützen; aber alle diese Anstalten waren nicht mehr hinreichend, die Teutschen einzuschränken. Sie drangen unaufhaltbar in das römische Gebieth, über die Donau. Hieraus entstund ein merkwürdiger Krieg, den man den markomanischen nannte, weil sich hiebei die Markomanen, Einwohner von Böhmen, hervorthaten.

Ein dunckler Schleier der Vergessenheit verhüllt in der Geschichte die merkwürdigsten Ereignisse unsers Vaterlandes in diesem Jahrhunderte.

Drittes Jahrhundert. 200 — 300.

(Die Bayern unter den Römern.)

Gleich zu Anfang dieses Jahrhunderts ließ der römische Kaiser Septimus Severus die Strassen, Brücken und Kastelle, welche der Donau zuführten, verbessern; allein wider die gewaltige Stärke der Teutschen war keine Rettung mehr, Allemanen, (allerlei Männer,) Sueven und Franken, machten sich zum Hauptgeschäfte, die Römer zu vertreiben.

So wie in diesem Jahrhunderte den Römern

von den Teutschen am Rhein Abbruch geschah, so verheerten auch die Gothen am schwarzen Meere und jenseits der Donau das römische Gebieth.

Bayern war damals eine Provinz der Römer, unter den Namen Vindelizien. Durch fromme Wanderer aus Asien war in diesem Jahrhunderte der Saame des Christenthums zuerst im benachbarten Norikum ausgebreitet.

Viertes Jahrhundert. 300 — 400.

(Die Bayern zu den Zeiten der Hunnen.)

Der römische Staat kam immer mehr in Verfall. Der erste christliche Kaiser, Konstantin der Große, verlegte im Jahre 330 seinen Sitz nach Konstantinopel. Im Innern Deutschlands war alles in Gährung.

Die Hunnen, ein fremdes wildes Volk, drang aus Nordasien über die Wolga, vertrieben die Westgothen, und breiteten sich in Europa immer mehr aus.

Die Römer hatten in Bayern mehrere Kastelle und Schanzen angelegt, in welche sie ihre Besatzungen legten, um ihr Gebieth vor feindlichen Ueberfällen zu schützen.

In Bayern war damals noch alles Nacht, die Einwohner waren noch immer Heiden, opferten Götzen, und aßen Pferdefleisch.

Die Denkmäler der Kunst, welche unter den

Römern blühten, wurden in diesen barbarischen Zeiten zerstört, dagegen schlich sich in der Bauart und Malerkunst der unnatürliche, steife, gothische Geschmack ein, der sich beinahe ein ganzes Jahrtausend erhielt.

In diesem Jahrhunderte kam der Weinbau nach Teutschland.

Fünftes Jahrhundert. 400 — 500.

(Bayern unter den Ostgothen.)

Dieses Jahrhundert ist in den Geschichtbüchern eines der merkwürdigsten. Die Gothen zogen nach Rom, und plünderten die Stadt. — Ein Heer von Vandalen, Alanen und Schwaben streiften im römischen Gebiethe umher, und ließ sich in Spanien nieder. Die Angeln und Sachsen setzten nach Britanien über, und gaben dem Reiche, dessen sie sich bemächtigten, ihre Namen. Die Franken eroberten ganz Gallien, und nahmen es in Besitz.

Diese Wanderungen der verschiedenen Nationen verursachte viele Gährungen; es schien, als ob die Ströme der Völker widereinander strömten. In diesem Jahrhunderte war auch das einst so mächtige Reich der Römer zerstört, und aus den Trümmern bildeten sich neue Staaten.

Was aber den Schrecken aller Völker in Europa vermehrte, war die Erscheinung eines Mannes,

den man mit Recht die Geisel Gottes nannte. Attila, der Hunnen-König, zog mit einem großen Heere von Hunnen aus Asien herauf, und verheerte ganze Völkerschaften. Sein Unternehmen war schrecklich. Er ging nur auf Zerstörung aus. Nationen erbleichten beim Rufe seines Namens, und er selbst wollte der Schrecken der Erde genannt werden.

Mit dem Hinscheiden dieses Eroberers (453) zerfielen alle seine weitaussehenden Pläne, und die so gefürchteten Hunnen zogen sich sodann wieder über den Don zurück.

In der zweiten Hälfte dieses merkwürdigen Jahrhunderts erschien der erste Religios aus Morgenland in Bayern, der mit Gefahr seines Lebens den herumstreichenden Horden das Evangelium predigte.

Sein Name war Severin. † 482.

Schon in diesem Jahrhundert fing man in christlichen Ländern an, sich der Glocken zu bedienen.

Sechstes Jahrhundert. 500 — 600.

(Bayern unter den Agilolfingern.)

Nach der großen Völkergährung stiegen einige Hauptstaaten gleich großen Inseln nach einer allgemeinen Ueberschwemmung empor.

Klodwig, König der Franken, gründete die fränkische Monarchie.

Die Longobarden, welche gleichsam aus dem Staube hervordrangen, und deren Namen sich bis zum heutigen Tag erhielt, siegten im Süden über die Ostgothen.

In diesem Zeitraume machten sich die Bojer von der Herrschaft fremder Völker los, und setzten sich in Freiheit.

Im Jahre 555 erscheint in der Geschichte der erste bayerische Regent, Namens Garibald, aus dem uralten Geschlechte der Agilolfinger.

Die merkwürdigsten uns bekannten Regenten dieses Jahrhunderts waren Garibald I. † 595. Tassilo I. † 609.

Während das Christenthum auf ursprünglichem Boden, durch Irrlehren und Feinde verdrängt wurde, breitete es sich im westlichen Europa immer mehr aus.

Siebentes Jahrhundert. 600 — 700.

(In Bayern wird das Christenthum eingeführt.)

Das fränkische, bayerische und longobardische Reich waren nun die vorzüglichsten. In diesen drei Reichen begann die Menschheit sich gleichsam von Neuem aus der Kindheit zu entwickeln. Die Franken suchten die Bayern zu einem Freundschaftsbündniß zu gewinnen, und strebten nach Oberherrschaft.

Aus Franken erschienen die ersten christlichen Prediger in Bayern, welche die christliche Lehre den

noch größtentheils heidnischen Einwohnern verkündeten.

Stuffenmäßig stieg zu dieser Zeit mit der Einführung des Christenthums die Kultur des Geistes.

Die frommen Männer, welche sich um die Verbreitung des Christenthums in diesem Lande vorzüglich verdient machten, waren, außer dem früher erwähnten Severin noch Eustasius, Agilus und Emmeran, welche aus Franken nach Bayern kamen. Später folgten Rupert, Korbinian u. a. Durch diese frommen Priester und Bischöfe fand die Lehre Jesu in unserm Vaterlande immer mehr Eingang. Mit ihrem Verdienste stieg auch die Macht der Geistlichen und der Einfluß derselben in weltliche Geschäfte.

Sie waren es allein, welche nach Zerstörung der römischen Denkmäler die Wissenschaften betrieben und aufbewahrten. Sie entschieden den Rechtshandel. Es war also eine natürliche Folge, daß man sie hoch schäzte, und ihnen schon im siebenten Jahrhunderte die Reichsstandschaft ertheilte.

Unter der Regierung Herzog Garibald II. kam in Bayern das erste Gesetzbuch zu Stande.

Die Bayern eroberten einen Theil von Thüringen, welcher das Nordgau genannt wurde.

Die Regenten dieses Jahrhunderts waren: Garibald II. † 640, Theodo I. † 680.

Achtes Jahrhundert. 700 — 800.

(Die Bayern kommen unter die Herrschaft der Franken.)

Die alten Könige von Franken aus Märovâus Stamm verfielen durch eigne Schuld. Sie überliessen die Reichsgeschäfte ihren Oberhofmeistern, (Pipin und Karl Martel). Diese mißbrauchten ihre Gewalt zum Sturze derselben, und bemächtigten sich der Oberherrschaft des Landes; den rechtmäßigen König aber nebst dessen Kronerben steckten sie in ein Kloster. — Um vor der Welt gerecht zu erscheinen, erklärten sie selbe für regierungsunfähig. Pipin, der Sohn Karl Martels, suchte den Pabst zu gewinnen, und erhielt von demselben die Genehmigung zur Krönung und Salbung. Die Absicht des fränkischen Hofes ging nun vorzüglich dahin, eine Universalmonarchie zu errichten. Aquitanien und Schwaben waren bereits unterdrückt.

In Bayern herrschte damals friedlich Herzog Odilo (auch Utilo) aus dem Stamme der Agilolfinger. Dieser weise und muthvolle Fürst, der sich gleich anfangs durch seine weisen Einrichtungen und großen Unternehmungen gegen die Feinde des Landes allgemeine Achtung erwarb, entdeckte bald die heimlichen Plane des fränkischen Hofes und dessen Absichten. Er suchte nach allen Kräften die Freiheit von Bayern zu erhalten und zu befestigen. Es kam zu einem Kriege zwischen Bayern und Franken, der für den tapfern Herzog und für das

ganze Land die unglücklichsten Folgen hatte. Utilo wurde gefangen nach Franken abgeführt, und Bayern war der Plünderung und Willkühr der übermüthigen Sieger Preis gegeben. Nach Jahren erhielt der Herzog zwar wieder sein Land, aber unter so harten Bedingnissen, daß seine Unabhängigkeit sehr beschränkt war.

Herzog Utilo war es auch, der zur Fortpflanzung und Erhaltung des christlichen Glaubens vier Bisthümer in Bayern errichtete, als: Regensburg, Salzburg, Freising, und der Sitz des Bisthums Lorch, welches von den Hunnen verwüstet wurde, kam nach Paßau. —

Die weisen Fürsten dieser Zeit gründeten Innungen, und stifteten Klöster, damit die Geisteskultur der Völker vermehrt, und die christliche Religion verbreitet werde.

Schon zu den Zeiten der Agilolfinger bestanden geistliche und weltliche Landstände, die ersten waren Bischöfe und Aebte, die andern wurden aus Grafen, Rittern und freien Leuten gewählt.

Thassilo II., der Sohn Utilos, folgte seinem Vater in der Regierung.

Dieser unglückliche Fürst fühlte schwer die Härte und Unbilligkeit des fränkischen Joches. Er wollte die von seinen Vorältern ererbte Unabhängigkeit zurück nehmen, verlor aber dabei sein Land und seine Freiheit. Herzog Thassilo hielt zu Aschheim einen Landtag, welcher in Teutschland der äl-

teste ist, von welchem noch schriftliche Urkunden vorhanden sind. Auch zu Dingolfing war 10 Jahre später ein berühmter Landtag gehalten. Herzog Tassilo eroberte das Herzogthum Kärnthen und vereinigte es mit seinem Lande.

Es waren unter seiner Regierung mehrere Klöster in Bayern errichtet, die sich nebst der Begründung der christlichen Religion auch durch Urbarmachung jener Gegenden, die ihnen überlassen wurden, um die Landeskultur sehr verdient gemacht hatten.

Das merkwürdigste Ereigniß dieses Jahrhunderts war die Erscheinung des fränkischen Königs Karl des Großen, eines Sohnes Pipins.

Er war ein Mann von außerordentlichem Geiste und unermüdeter Thätigkeit.

In dem von seinem Vater angefangenen Eroberungssysteme fuhr er fort, bezwang Sachsen, machte im Jahre 774 dem Longobardischen, und 788 dem bayerischen Reiche ein Ende, indem er seinen Schwiegervater, den König Desiderius und den Herzog Thassilo, seinen leiblichen Verwandten, sammt der ganzen Familie in verschiedene Klöster sperren ließ, und sich des Reiches bemächtigte.

Mit Thassilo II. erlosch der agilolfingische Regentenstamm, welcher 233 Jahre über Bayern geherrscht hatte.

Bayerische Regenten dieses Jahrhunderts waren: Theodo II. † 718, Theodebert † 723, Theo-

bald † 713, Grimold † 725, Hugibert † 737, Utilo † 778, Tassilo II. entsetzt 788.

Um diese Zeit kamen aus Griechenland die Orgeln nach Franken und Italien.

In Bayern gab es damals schon sehr geschickte Orgelmacher und Organisten, die selbst im Auslande berühmt wurden.

Neuntes Jahrhundert. 800 — 900.

(Bayerische Regenten aus dem karolingischen Stamme.)

Karl der Große, das Augenmerk dieses Jahrhunderts, regierte als unumschränkter Monarch über Frankreich, Teutschland und einen Theil von Italien.

Im Jahre 800 wurde er vom Pabste Leo III. in Rom zum römischen Kaiser gekrönt, und dadurch die Würde des römischen Reichs, welches über 300 Jahre zerstört war, wieder hergestellt.

Alkuin, der größte Gelehrte jener Zeit, wurde oft von ihm berathen. Nach dessen Unterweisung richtete er seine erste Sorge auf die Herstellung der Wissenschaften und Künste, und brachte es für sein damaliges Zeitalter weit genug.

Als ein Beweis seines großen Geistes mag sein Vorhaben dienen, die Donau mit dem Rheine, oder was eines ist, das schwarze Meer mit dem Ozean zu vereinen.

Mehr als ein Menschenalter wäre nothwendig

gewesen, um alle seine erhabenen Pläne auszuführen.

Kaiser Karl der Große starb im Jahre 814, und wurde zu Aachen begraben.

Seine Nachkommen waren nicht mehr von seinem Geiste beseelt, das große Reich, welches er ihnen hinterließ, nach Kräften zu beherrschen.

Bernhard, ein Enkel Karls, wurde vom Ludwig I., seiner Augen und der Krone Bayerns beraubt.

Alle die herrlichen Anstalten, welche Karl der Große zur innern Verbesserung Bayerns getroffen hatte, giengen unter der theils schwachen, theils kriegerischen Regierung der Nachfolger aus seinem Hause wieder zu Grunde.

Durch die Verheerungen barbarischer Völker wurde Bayern sehr verwüstet, und die Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens fing an einzureissen. Auch die Gerechtigkeitspflege konnte nicht mehr mit Nachdruck behandelt werden, und das Recht des Stärkern war leider auch in Bayern einheimisch.

In diesem Jahrhunderte wurden zwar die ehe so gefürchteten Hunnen in einer Schlacht gänzlich ausgerottet, so, daß nichts als der Name dieses Volkes übrig blieb; dagegen kamen die Ugrer (Ungarn) im Jahre 826 aus Nordasien nach Europa, fielen in Panonien ein, und drangen bis Mähren und Kärnthen vor.

Bischof Arno von Salzburg wurde vom Pabste zum Erzbischofe ernannt.

Das Ansehen des römischen Hofes stieg von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr empor.

Die Macht der Geistlichen wurde durch falsche Dekretalien über alles Irdische erhoben.

Bayerische Regenten dieses Jahrhunderts waren: Karl der Große † 814, Bernhard † 815, Ludwig der Fromme † 840, Lothar † 855, Ludwig II. † 876, Karlmann † 880, Ludwig III. † 882, Karl der dicke † 887, Arnulph † 899, Ludwig das Kind † 911.

Zehntes Jahrhundert. 900 — 1000.

(Bayern unter Regenten aus dem Luitpoldisch-Bayerischen Stamme.)

Dieses Jahrhundert gab dem teutschen Reiche eine neue Verfassung. Bayern erschien wieder als ein selbstständiger Staat.

Arnulf II. trit nach dem Tode des letzten Sprossen aus dem Karolingischen Stamme Ludwig des Kindes, als rechtmäßiger Regent von Bayern auf, und zeigte hiebei eben so viele Gerechtigkeit als Tapferkeit.

In diesem Jahrhunderte fielen mehrere Feldzüge und Schlachten mit den Ungarn vor.

Der erste Feldzug, unter König Ludwig dem

Kinde fiel sehr unglücklich aus, und das ganze Land Bayern wurde den Feinden Preis gegeben. Arnulf II. hingegen wies mit Verachtung die Forderungen der Ungarn, ihnen Tribut zu bezahlen, ab, und schlug sie, als sie mit Gewalt in Bayern einfielen, am Lechfelde und bei Oetting am Inn.

Im Ostgau (heutigen Oestreich) wurden bayerische Markgrafen eingesetzt. Sie nahmen ihren Wohnsitz bei Wien.

Kaiser Otto setze in Bayern Palzgrafen ein.

Das Recht des Stärkern (Faustrecht) nahm in diesem und dem folgenden Jahrhunderte immer mehr überhand. Jeder wollte in seiner Sache selbst Richter seyn, und mit dem Schwerte sich Recht verschaffen.

Die Nachkommen Arnulfs II. nahmen ein unglückliches Ende, Bayern wurde von den damaligen Kaisern nur mehr als ein Lehen angesehen, und an Regenten von verschiedenen Häusern vergeben. Bayern blieb nun eine Provinz des teutschen Reichs.

Zu dieser Zeit baute Pfalzgraf Arnulf das Stammschloß Scheuern, welches nachher nach Wittelsbach verlegt wurde.

Der rechtmäßige luitpoldische Regentenstamm wurde von den sächsischen Kaisern unterdrückt, und Regenten aus fremden Häusern aufgestellt.

Bayerische Regenten dieses Jahrhunderts waren: a) Aus luitpoldischem Stamme: Arnulf II.,

Eberhard, Berthold. b) Aus sächsischem Hause: Heinrich II. 955, Heinrich II. 995 entsetzt, Otto II. 982, Heinrich III. trat ab 985.

Eilftes Jahrhundert. 1000 — 1100.

(Bayern unter den Regenten aus dem sächsischen und fränkischen Hause.)

Die Kaiser aus dem sächsischen Hause, welche schon im vorigen Jahrhunderte sich mächtig gemacht, und ihre Prinzen der bayerischen Nation zu Regenten aufgedrungen hatten, fingen an zu sinken. — Der letzte dieses Stammes war Heinrich der Heilige, welcher Bamberg von Bayern trennte, und zu einem eignen Bisthume erhob. —

Nachdem der sächsische Regentenstamm in Bayern erloschen war, herrschten die Herzoge aus dem fränkischen Hause über dasselbe. Dieser Zeitraum war für die Freiheit von Bayern der unglücklichste, denn es wurde von den Kaisern aus dem fränkischen Stamme nach blosser Willkühr vergeben. Selbst einem Frauenzimmer Agnes wurde die Regentschaft verliehen, welche sie wieder aus persönlicher Willkühr einem Grafen von Nordheim überließ. Die Macht der Kaiser fing an zu sinken, als Gregor IV. den römischen Stuhl betrat. Er drohte und strafte Fürsten und Kaiser mit dem Banne, und entsetzte sie dadurch ihrer Länder, Ehren und Würden.

Zwischen den teutschen Kaisern aus den Hohenstaufischen Hause und den bayerischen Herzogen gab es beständigen Streit, bis endlich letztere gestürzt wurden.

In Bayern gab es unaufhörliche Fehden zwischen Herzog Welf I. und den 6 Landständen, wobei viel Bürgerblut floß, und besonders die Stadt Augsburg viel zu leiden hatte.

In der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts ereignete sich eine Begebenheit, die den künftigen Jahrhunderten eine neue Verfassung gab.

Die Christen (besonders die Abendländer) wanderten seit Jahrhunderten nach Jerusalem zum hl. Grabe. Als um diese Zeit die Sarazenen das gelobte Land in ihre Gewalt brachten, und die Christen sehr feindlich behandelten, geriethen diese in Eifer, und unternahmen mehrere Züge gegen die abgesagten Feinde der Christenheit.

Weil die Krieger, welche gegen sie zu Felde zogen, an ihren Kleidern mit einem Kreuze bezeichnet waren, so nannte man diese Züge die **Kreuzzüge**. Zu Tausenden verschenkten sie ihre Habe an Klöster und Kirchen, weil sie das Ende der Welt ahneten, und reiseten zu ganzen Heereszügen nach Palästina. Vergeblich wurden fünf solche Kreuzzüge unternommen, die Teutschland entvölkerten, denn selbst Herzoge und Ritter zogen mit ihren Unterthanen dahin, und nur wenige kehrten wieder in ihr Vaterland zurück. So schädlich diese Wan-

derung für die Bevölkerung war, so blieb selbe doch nicht ohne gute Folgen. Durch die Erfahrungen der Mühseligkeiten, welche von den Kreuzzügen unzertrennlich waren, geriethen wohlhabende Leute auf den Einfall, ihr Geld und Gut zu Stiftungen, wodurch die Kreuzzüge unterstützt wurden, anzulegen. — Da die Verfassung solcher Stiftungen nothwendig die Beobachtung gewisser Regeln voraussetzte, so nannte man sie Orden, und da ihre Stifter nur die Ritter wollten Antheil nehmen lassen, so nannte man sie Ritterorden.

Wissenschaften und Künste waren in diesem Zeitalter in einer entsetzlichen Barbarei, und in eben dem Grade war auch das allgemeine Verderbniß der Sitten und die Zügellosigkeit der Menschen überhaupt. Die Kirchenzucht war ebenfalls im Verfall. Die Lebensart der Geistlichen war dem Volke ein allgemeiner Stein des Anstosses.

Bayerische Regenten dieses Jahrhunderts waren: a) aus dem sächsischen Hause: Heinrich IV. † 1024, Heinrich V. von Luxenburg † 1026. b) Aus dem fränkischen Hause: Heinrich VI. Kaiser † 1056, Heinrich VII. Luxenburg † 1047, Konrad entsetzt † 1055, Heinrich VIII. Kaiser † 1106, Konrad II. Kind † 1052, Regentin Agnes † 1077, Otto † 1083.

Zwölftes Jahrhundert. 1100 — 1200.
(Bayern unter den Regenten aus dem welfischen, dann wittelsbachisch- bayerischen Stamme.)

Diese Periode war die schönste und blühendste. Es war das eigentliche goldne Zeitalter der Ritter und der Minnesänger. — Da herrschte noch teutsche Redlichkeit, Muth, Gewerbsamkeit und hoher edler Sinn.

Die letzten Kaiser aus dem Geschlechte der Franken machten die Knechte frei, und ihr Wohlstand vermehrte sich. Es wurden Zünfte und Innungen errichtet, mehrere Städte erbaut, und mit Freiheiten beschenkt; die Handelsleute hielten Söldner, die zur Sicherheit Waaren und Reisende begleiten mußten. Die teutsche Hanse wurde ansehnlich und mächtig. Die Kaiser aus dem Geschlechte der Hohenstaufen trugen vieles zum Wohlstande Teutschlands bei.

Die im Jahre 1135 unter Heinrich dem Stolzen zu Stand gebrachte steinerne Brücke in Regensburg ist ein Denkmal der damaligen Baukunst.

Da in diesem Zeitraume noch keine Buchdruckerei erfunden war, und man doch hie und da, besonders in Klöstern, anfieng, Geschmack an den Wissenschaften zu bekommen, so wurden die Bibeln, Chroniken und andere klassische Werke von den Mönchen abgeschrieben, und dadurch den kommenden Jahrhunderten wesentliche Dienste geleistet. — Bi-

schof Otto zu Freising war damals der Gelehrteste seiner Zeit.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts war Bayern noch sehr dem Wechsel der Regenten unterworfen. Die herzogliche Würde war ein Spielraum der kaiserlichen Hofgunst und der Politik.

Oestreich, welches bisher ein bayerisches Stammland war, wurde von Bayern getrennt, und zu einem eignen Herzogthume erhoben.

Gegen das Ende dieses Jahrhunderts kam das wittelsbachisch-bayerische Haus auf den urväterlichen Thron. Als Otto von Wittelsbach die Regierung antrat, war Bayern sehr geschmälert.

Die Grafen von Bogen, Valley, Wasserburg, und andere wollten sich unabhängig machen, rieben sich aber durch innerliche Zwiste selbst auf.

In Bayern blühten mehrere Städte auf. Es zogen sich Handwerker dahin, trieben ihr Gewerbe, umgaben den Platz zur Sicherheit mit Mauern und wurden Bürger (Burgbewohner) genannt.

Die besten Handlungszweige für Bayern waren Salz, Getreid, Wolle, Leinzeig rc.

Die Glasmalerei war in dieser Zeit sehr üblich, und die Fenster von Kirchen und andern grossen Gebäuden wurden mit selber geziert. —

Bayerische Regenten dieses Jahrhunderts waren: Welf I. † 1101, Welf II. † 1120, Heinrich von Schwaben † 1126, Heinrich der Stolze † 1139,

Leopold † 1141, Heinrich Jason † 1177, Heinrich der Löwe, entsetzt 1179, Otto von Wittelsbach † 1183.

Dreizehntes Jahrhundert. 1200 — 1300.

(Bayern mit der Pfalz am Rhein vereint, unter den Regenten aus dem wittelsbachischen Stamme.)

In diesem Jahrhunderte waren Staat und Kirche im beständigen Kampfe. Wenn ein Kaiser oder Fürst nicht that, was der römische Hof für gut fand, so wurde er mit dem Banne belegt.

Wenn ein Fürst, um sich beim römischen Hofe beliebt zu machen, Kreuzzüge in Person begleitete, so suchten während seiner Abwesenheit nicht selten die Landstände sich besondere Vorrechte zu erwerben.

Turniere waren damals die Hauptunterhaltungen des Adels. Es war keine Feierlichkeit der Großen, wobei man sich nicht damit zu ergötzen pflegte.

Zur Sicherheit der Handlungsreisen errichteten einige Städte in Teutschland ein Bündniß, das unter dem Namen Hanse berühmt ist. Mehr als 70 Städte verbanden sich, die öffentliche Sicherheit wider Gewaltthätigkeiten und Räubereien Hand zu haben. So entstunden die freien Reichsstädte.

Die bischöflichen Würden wurden Vorrechte des Adels. Nur der Adel konnte in Domstifte und zu Ritterorden aufgenommen werden.

Im Jahre 1273 begann mit Rudolph von Habsburg der Zeitraum der Kaiser von dem Habsburgischen Hause.

Bayerische Regenten dieses Jahrhunderts waren: Ludwig der Kellheimer † 1231, Otto der Erlauchte † 1253, Ludwig der Strenge † 1294.

Vierzehntes Jahrhundert. 1300 — 1400.

(Bayern von der Pfalz getrennt.)

Am 19. November 1313 kam es bei Isareck unweit Mosburg zu einer Schlacht zwischen Bayern und Oestreich, wobei die ersten mit Beihilfe der Bürger von Landshut siegten. Ludwig der Bayer erwarb sich durch sein Benehmen, und vorzüglich durch diesen Sieg die Achtung der teutschen Reichsfürsten. Sie wählten ihn zum römischen Kaiser; deßhalb feindete ihn Friedrich der Schöne von Oestreich an, denn er strebte selbst, des Reiches Oberhaupt zu werden.

Am 28. September 1322 kam es zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich von Oestreich bei Mühldorf und Ampfing zu einer entscheidenden Schlacht, wobei der erstere einen herrlichen Sieg erfocht.

Bei der zunehmenden Zügellosigkeit der Menschen fand man es nothwendig, zur Abstellung der Gewaltthätigkeiten, die Strafgesetze zu schärfen.

Kaiser Ludwig der Bayer verbesserte daher die bayerischen Landesgesetze, und stellte dadurch Ordnung und Sicherheit her. Dieser vortreffliche Regent machte sich um Bayern ungemein verdient, indem er seine Lande ansehnlich vermehrte.

Unter ihm schloßen die Reichsfürsten den berühmten ersten Churverein, gemäß welchen sie sich verbanden, die teutsche Krone vom päbstlichen Stuhle unabhängig zu machen.

In Wien und Prag wurden die ersten Universitäten in Teutschland errichtet. Auch aus Bayern zogen mehrere Jünglinge dahin, um sich durch Gelehrsamkeit den Weg zu Ehren und Würden zu bahnen.

Um das Jahr 1330 erfand ein Mönch, Berthold Schwarz, den Gebrauch des Schießpulvers, welche Erfindung in der Folge die alte Art, Kriege zu führen, veränderte.

Gegen das Ende dieses Jahrhunderts wurde das Lumpenpapier erfunden, da man früher nur auf Pergament und Tafeln schrieb.

Bayerische Regenten dieses Jahrhunderts waren: Ludwig der Bayer, Kaiser † 1347, Stephan mit der Haft † 1376, Johann † 1397.

Fünfzehntes Jahrhundert. 1400 — 1500.

(Bayern in vier Nebenlinien getrennt.)

Die meisten und schönsten Erfindungen der Kunst hat dieses Jahrhundert erzeigt. Die Entdeckung von Amerika und die Erfindung der Buchdruckerkunst sind Begebenheiten dieses Jahrhunderts, die den kommenden Zeiten ganze Veränderungen der Staaten hervorbrachten.

So groß, blühend und mächtig Bayern unter Ludwig dem Kaiser war, so sank es doch bald nach dem Hinscheiden desselben von seinem Glanze herab.

Die durch die vielen Theilungen entstandenen Nebenlinien wurden meistens uneins, und es floß viel Bürgerblut.

Jede Parthei suchte seinen Vortheil, und das Wohl des Gesammthauses wurde verringert.

In Bayern herrschten zu dieser Zeit vier Regentenlinien, als zu München, Landshut, Ingolstadt und Straubing.

Ludwig der Reiche stiftete die Universität Ingolstadt.

Um diese Zeit trat Johann Huß, Professor zu Prag auf. Seine Lehre mißfiel. Er wurde vor das Concilium geladen, und im Jahre 1415 zu Kostnitz lebendig verbrannt. Diese Behandlung verschaffte dem Hingerichteten Anhänger zu hunderttausenden, die sich Hussiten nannten, und den Tod desselben grausam rächten. Oefters drohten diese in Bayern

einzufallen, wurden aber immer wieder zurückgewiesen.

Die höchst merkwürdigen Ereignisse dieses Jahrhunderts hatten auch auf Bayern einigen Einfluß. — Während sich der menschliche Verstand in diesem Jahrhunderte einer neuen Barbarei zu nähern schien, wird ihm aus Orient ein Licht angezündet. — Da die Türken Konstantinopel einnahmen, flüchteten sich die Gelehrten und Künstler nach Italien. und verbreiteten von daher Künste und Wissenschaften auch in teutschen Ländern.

Die Entdeckung von Amerika, die Erfindung der Buchdruckerkunst und andere Früchte des menschlichen Forschungsgeistes dieses Jahrhunderts hatten auf unser Vaterland keinen geringen Einfluß. — Fast zu gleicher Zeit kamen die berühmtesten Maler, deren Werke klassisch sind, hervor, und wovon auch Bayern noch Denkmäler dieses Zeitraums besitzt.

Die schöne Ritterzeit ging mit dem Schluße dieses Jahrhunderts zu Ende. Im Jahre 1487 wurde zu Regensburg das letzte Turnier gehalten. — 1495 wurde zur Abstellung des Faustrechts ein Kammergericht errichtet, und zur Sicherheit das Postwesen eingeführt.

Teutschland ward in zehn Kreise getheilt.

Bayerische Regenten dieses Jahrhunderts waren: Ernest † 1438, Albert der Fromme † 1460.

Sechzehntes Jahrhundert. 1500 — 1600.
(Einführung der Primogenitur in Bayern.)

Unter Herzog Albert dem Weisen wurde zur Bestreitung allgemeiner Landesbedürfnisse ordentliche Landsteuern eingeführt. Um durch die vielen Theilungen die Zwiste zu verhindern, verordnete dieser Herzog auch, daß künftig nur der erstgeborne Prinz die Regierung des Landes übernehmen sollte.

Die Uwissenheit und das Verderbniß der Menschen griffen in diesem Zeitraume so sehr um sich, daß neue Polizeigesetze nöthig waren, denselben Einhalt zu thun.

Im Jahre 1517 stund zu Wittenberg Dr. Martin Luther auf, nnd setzte durch seine Ausfälle auf die damaligen Mißbräuche ganz Teutschland in Bewegung. Es entstunden durch die Gährungen unzählige Uneinigkeiten, bis endlich zu Augsburg im Jahre 1555 der Religionsfriede zu Stande kam.

Die östreichische Monarchie erreichte unter Karl V. die höchste Stuffe ihres Glanzes.

Die berühmte teutsche Hanse verfiel, Engländer und Spanier zogen den Handel an sich.

Aus den fernsten Welttheilen wurden Produkte herbeigeschafft, die früher unbekannt waren; als Kartoffel, Thee, Zucker, Kaffee, Seide, Taback.

Christoph Schwarz, der teutsche Raphael genannt, — ein geborner Bayer — zeichnete sich durch seine Kunst besonders aus.

Durch Herzog Wilhelm den Standhaften wurden die Jesuiten in Bayern eingeführt.

Man fing an, Schulen zu errichten; aber sie befanden sich in einem sehr schlechten Zustande. Die Jugend lernte außer einem barbarischen Latein keine ferneren Kenntnisse. An Volksschulen war noch weniger gedacht. — Nur in Städten gab es hie und da Schulmeister, die gegen Zahlung den Unterricht besorgten.

Die Gränzen Bayerns wurden durch verschiedene Herrschaften, die nach Absterben der Besitzer der Krone heimfielen, erweitert.

Die innere Verfassung des Landes litt zwar keine Veränderung, doch das teutsche Reich hatte sich verändert.

In diesem Jahrhunderte nahm der Sittenverfall ungemein überhand. — Besonders thaten sich in Glaubenssachen eine Menge von Irrlehren hervor, und der bisher bestandenen Ordnung drohte Gefahr. Da trat ein spanischer Offizier hervor, der Muth und Kraft in sich fühlte, eine Anstalt zu gründen, zu leiten und fortzusetzen, die dem herrschenden Uebel einen Damm setzen sollte. Dieser Mann, Ignatius von Loyola war sein Name, verband sich mit mehreren ähnlich gesinnten Männern und errichtete mit ihnen, nach ganz eigenen Vorschriften einen Bund, sich der Verbreitung der Irrlehre zu widersetzen, der Sittenlosigkeit Einhalt zu thun, und dem Unterrichte der Jugend sich zu wid-

men. Edel war die Absicht dieser Gesellschaft, und ihr Nutzen in den meisten katholischen Staaten anerkannt.

In Bayern waren ihnen nach und nach 12 ansehnliche Kollegien erbauet und eingeräumt.

Bayerische Regenten dieses Jahrhunderts waren: Albert der Weise † 1508, Wilhelm der Standhafte † 1550, Albert der Großmüthige † 1579.

Siebenzehntes Jahrhundert. 1600 — 1700.

(Der dreißigjährige Krieg, und dessen Folgen für Bayern.)

Die Stadt Donauwörth wird wegen Unruhen in die Reichsacht erklärt, deren Vollzug dem Herzog Maximilian von Bayern übertragen wurde, der sich auch im Jahre 1607 selber bemächtigte.

Die Folge davon war, daß die Protestanten ein Bündniß, die Union genannt, unter sich errichteten. Zum Haupte wählten sie den Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz.

Diesem Bündnisse stellten die katholischen Fürsten einen andern Bund, die heil. Liga genannt, entgegen, und wählten zum Oberhaupte den Herzog Max von Bayern. — Es waren demnach zwei teutsche Fürsten aus demselben Hause, und vom gleichen Stamme gewählt, welche die Anführer ganz entgegengesetzter schrecklicher Bündnisse seyn sollten.

Im Jahre 1618 begann in Böhmen der verheerende dreißigjährige Krieg, und Max I. gewann 1620 am 8. November die Schlacht am weißen Berge bei Prag.

Der bayerische General Tilly, welcher zum Befehlshaber sowohl der bayerischen, als der Reichsarmee ernannt wurde, zeichnete sich durch seine besonderen Feldherrntugenden aus; er eroberte die Rheinpfalz, und erfocht mehrere Siege.

Gustav Adolph, König von Schweden, zog mit einer Armee nach Teutschland um (wie er vorgab) die Religion seines Volkes zu schützen. Siegreich drang er bis Bayern vor, und hielt 1632 am 17ten Mai zu München seinen Einzug.

Bayern wurde durch diese Züge fürchterlich verheert. — Besonders bedrückten die Verheerungen der Schweden in den Jahren 1633 bis 41 und 46 das Land so sehr, daß es fast zur Wüste wurde.

Nach langem Blutvergießen gab endlich das Jahr 1648 dem teutschen Lande den lang vermißten Frieden.

Churfürst Max I. von Bayern läßt sich für dreizehn Millionen an Oestreich aufgewandter Kriegskosten mit der seinem leiblichen Vetter entrissenen Oberpfalz entschädigeu, und übersendet dem Pabste die schöne Bibliothek zu Heidelberg.

Unter Ferdinand Maria fieng das durch den Krieg verheerte Land an, wieder aufzuleben. Ackerbau und Gewerbe kamen von Neuem empor, und

man genoß im vollen Maße die Früchte des Friedens. — Diesen Frieden suchte Ferdinand während seiner ganzen Regierungszeit zu erhalten. Er war stets zum Kriege gerüstet, um den Frieden zu erhalten.

Churfürst Maximilian Emanuel von Bayern leistet dem Hause Oestreich treue Hilfe gegen die Türken. Mit eigner Lebensgefahr setzte er zuerst zu Belgrad über einen Graben, und eroberte die Stadt.

Im Jahre 1698 wurde der Kurprinz Joseph aus Bayern zum Universal-Erben der ganzen spanischen Monarchie eingesetzt; allein als er schon im Begriffe war, dahin abzureisen, übereilte ihn der Tod.

In diesem Jahrhunderte kamen Kaffee, Zuker, Thee zuerst nach Bayern.

Im Jahre 1690 erfand ein Flötenmacher aus Nürnberg (Demmer) die Clarinetten.

Bayerische Regenten dieses Jahrhunderts waren: Wilhelm der Fromme † 1625, Maximilian I. † 1651, Ferdinand Maria † 1679.

Achtzehntes Jahrhundert. 1700 — 1800.
(Spanischer Erbfolgekrieg. — Friede.)

Mit dem Anfange dieses Jahrhunderts begann der für Bayern so nachtheilige spanische Erbfolgekrieg. Der französische Marschall Tallar führt dem Churfürst Max Emanuel, nachdem dieser sich gegen Oestreich erklärt hatte, seine (vorgeblich unüberwindlichen) Truppen auf. Am 13. August 1704 fiel bei Höchstätt eine sehr merkwürdige Schlacht vor, wo einer Seits die Bayern und Franzosen — anderer Seits die Engländer und Oestreicher stritten, und letztere siegten.

Der Kaiser aufgebracht, daß Churfürst Max Emanuel die französische Parthei ergriff, erklärte ihn als einen Reichsfeind in die Acht, und foderte, daß ihn seine Unterthanen verlassen sollten, allein die Bayern hiengen ihrem Fürsten mit treuer Liebe an.

Mehr als 30,000 Bayern, des unerträglichen feindlichen Joches müde, ergriffen die Waffen, wagten sich gegen die kaiserliche Besatzung und wurden geschlagen.

Im Jahre 1705 ließ der Kaiser die bayerischen Prinzen nach Kärnthen abführen, und als Prinzen von Wittelsbach dürftig erziehen.

Im Jahre 1740 ging die männliche östreichische Linie aus dem Hause Habsburg ab — und da=

raus entstand ein gefährlicher Sukzessionskrieg, worin Oestreich obsiegte.

Die Pedanterei war zu Anfang dieses Jahrhunderts allgemein, und die Schulgelehrsamkeit nützte Niemand.

Um die Literatur in unserm Vaterlande zu verbessern, wurde eine Akademie der Wissenschafttn gestiftet, nachdem schon früher in Frankreich, Italien und selbst in Rußland eine bestand.

In der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts wurden allgemeine Erziehungsplane entworfen. — Jugendverblendung durch Romane und Theaterstücke.

Hemmung gründlicher Wissenschaften. — Aufhörung des Fleißes und männlicher Anstrengung. Neue Krankheit des Verstandes und Herzens durch Sektensucht und Sektenwuth.

Gährungen unter Freimauerer, Illuminaten — sogenannte Aufklärung. — Allgemeiner Flatt von Schwelgerei, Weichlichkeit, Irrreligion. — Siebenjähriger Krieg.

Im Jahre 1773 wurde die Gesellschaft der Jesuiten durch eine vom Pabste Klemens XIV. erlassene Bulle für aufgehoben erklärt.

Im Jahre 1777 Tod Maximilian Josephs. Allgemeine Trauer im ganzen Lande. Unruhen in Frankreich.

Bayerische Regenten dieses Jahrhunderts wa-

ren: Maximilian Emanuel † 1726, Karl Albert, Kaiser, † 1745, Maximilian III. † 1777, Karl Theodor † 1799.

Neunzehntes Jahrhundert. 1800 — 1825.
(Bayern ein Königreich.)

Was in dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts geschah, ist uns Lebenden noch im frischen Andenken, und bedarf nicht ausführlich wiederholt zu werden. — Nur in Kürze werde bemerkt: Man ist allenthalben beeifert, verfallene Dinge wieder aufzurichten, und alles zu thun, einen künftigen Verfall zu hindern.

Merkwürdig sind die Ereignisse seit dem Regierungsantritte unsers geliebten Königs.

Am 16. Februar 1799 erschien Bayerns glücklicher Morgen, an welchem Maximilian Joseph die Regierung des Landes übernahm.

Im Jahre 1800 bestättigte der Landesvater die Toleranz und Nationalbildung. Der begonnene französische Revolutionskrieg richtete sein Kriegstheater nach Bayern. Am 3. Dezember fiel unter Anführung Moreaus die wichtige Schlacht bei Hohenlinden vor, wobei die Oestreicher geschlagen wurden.

Im Jahre 1801 kam der Separatfriede zwischen Bayern und Frankreich zu Paris zu Stande,

wobei Bayern auf die Lande jenseits des Rheins verzichtete, dagegen aber durch andere teutsche Reichsländer entschädigt wurde.

Im Jahre 1802. Alle Stifte, Abteien und Klöster wurden aufgehoben, die Landeskultur durch weise Gesetze befördert.

Im Jahre 1803 wurde der Reichsdeputations-Hauptschluß genehmiget. Das Unterrichtswesen auf alle mögliche Art verbessert!

Im Jahre 1804 erschien das Conscriptions-Gesetz.

Im Jahre 1805 entspan sich ein neuer Krieg gegen Oestreich, wobei Bayern auf die Seite Frankreichs trat.

Im Jahre 1806 wurde die unter den Agilolfingern behauptete Königswürde gemäß dem Preßburger Frieden feierlich wieder hergestellt, und Bayerns Ruhm verherrlicht.

Im Jahre 1807 war das Bürgermilitär errichtet. — Die bayerischen Waffen zeichneten sich durch glänzende Siege aus. Bayern hatte eine bedeutende Ausdehnung seiner Gränzen, verbunden durch eine schöne Rundung.

Im Jahre 1808 wurde die Akademie der Künste und Wissenschaften verbessert.

Im Jahre 1809 wurden die Steuer-Cataster errichtet, und gleichförmiges Maaß und Gewicht eingeführt.

Im Jahre 1810. Zur Beförderung der Landes-

kultur wurden Landespreise ausgetheilt, welche Feierlichkeit jährlich am 12. Oktober Statt fand.

Im Jahre 1811 wurde das allgemeine Krankenhaus in München errichtet.

Im Jahre 1812 entspan sich im Norden ein neuer Krieg, wobei auch Bayern betheiligt war. Sicherheit der Person und des Eigenthums wurde eingeführt.

Im Jahre 1813 wurde die bayerische Armee neu organisirt. (Schlacht bei Hanau.)

Im Jahre 1814 erfolgte die neue Kreisverfassung, gemäß welcher Bayern in acht Kreise getheilt wurde.

Im Jahre 1815 wurden vorzüglich der Strassen- und Wasserbau verbessert.

Im Jahre 1816 große Theuerung vermittelt durch Vaterhilfe in der Noth.

Im Jahre 1817 Gemeinde-Verfassung.

Im Jahre 1818 erhielt Bayern eine ständische Verfassung — am 17. May wurde die Verfassungsurkunde feierlich bekannt gemacht.

Im Jahre 1819 am 23. Januar waren die Stände des Reichs zum Erstenmale einberufen, und die Ständeversammlung feierlichst eröffnet. — Viele sehr wohlthätige Resultate gingen daraus hervor.

Im Jahre 1820 erhielten die Salinen eine Selbstständigkeit, und manche gute Einrichtung zur Verbesserung der Landeskultur war getroffen.

Im Jahre 1821 war mit dem Pabste in Be-

ziehung auf die römisch-katholische Kirche ein Konkordat geschlossen, welches auch in Erfüllung ging.

Im Jahre 1822 bestanden in Bayern die neu errichteten zwei Erzbisthümer und sechs Bisthümer.

Im Jahre 1823 genießt Bayern die Früchte und den Segen des Friedens.

Im Jahre 1824 feierte das Land das fünf und zwanzigjährige Jubelfest der Regierung des geliebten Königs Maximilian Joseph.

III.

Anekdoten

aus

der bayerischen Geschichte.

Beschämte Putzsucht.

Karl der Große, der sich in allen Stücken auszeichnete, machte auch durch seine einfache Kleidung vor seinen Hofleuten einen merklichen Unterschied. Als er einst bemerkte, daß seine Hofleute von den venetianischen Kaufleuten stets reiche kostbare Kleider kauften, um damit zu prangen, machte er sich die seltene Unterhaltung, und nöthigte sie mit ihm bei vorstehendem Gewitter auf die Jagd zu gehen. Gefließentlich führte er sie durch alle Dickichte bis ihre Kleider ganz durchnäßt und größtentheils zerrissen waren. Als sie wieder zurückkamen, mußten sie bei ihm speisen. Seinen Wolfspelz ließ er bald trocknen, und als er die Uebrigen über ihre Kleider klagen hörte, rief er: „O ihr thörichten Leute! welches Kleid ist nun nützer, das meine, welches ich für einen Schilling kaufte, oder das euere, wofür ihr euer väterliches Erbe verschwendet habet?"

Bischof Michael von Regensburg.

In den ältern Zeiten gereichte es selbst Bischöfen zur Ehre, mit ihren Leuten zu Felde zu ziehen, und

für das Vaterland zu streiten. Bei der Schlacht, welche im Jahre 955 wider die Ungarn am Lechfelde vorfiel, fand sich auch der Bischof Michael von Regensburg ein. Er wurde tödtlich verwundet, sank vom Pferde, und blieb unter den todten und halberschlagnen Ungarn ohnmächtig liegen. Der Nächste, welcher neben ihm lag, ein Ungar, hatte das nämliche Schicksal, und war ebenfalls außer sich. Die Armee war indeß weiter gerückt. Als sich der Ungar erholte, und den Herrn mit einer schönen Rüstung erblickte, wollte er ihn berauben. In diesem Augenblicke erwachte auch der Bischof, sprang mit neuen Kräften, die ihm der Schrecken gab, auf. Beide erneuerten den Kampf. Der Ungar unterlag, und Bischof Michael kehrte siegreich zu den Seinen zurück.

Frauen-Treue.

Als Kaiser Konrad III., der Feind des welfischen Geschlechts, die Stadt Weinberg, in welche sich der bayerische Herzog Welf mit seinen Angehörigen geflüchtet hatte, belagerte, gaben die Frauen ein sehr merkwürdiges Beispiel der Treue gegen ihre Männer.

Der Kaiser verstattete nämlich nach einer hartnäckigen Belagerung den Weibern und Kindern freien Abzug aus der Stadt, die Männer hingegen sollen gefangen bleiben, oder gar als Aufrührer hin-

gerichtet werden. — Darauf erlangten die Weiber auf ihre Bitten und Vorstellungen noch die Erlaubniß, daß jede von ihrem Vermögen so viel mit sich fortnehmen dürfte, als sie auf ihren Schultern tragen könnten! Die Frauen ließen hierauf alle ihre Habseligkeiten zurück, und jede, selbst die Herzoginn, trug ihren Gemahl auf den Schultern mitten durch das kaiserliche Lager, als das Wertheste, was sie hatten.

Der Bruder des Kaisers hielt dafür, daß man ihnen diesen Kunstgriff nicht gestatten könnte. Konrad aber gab zur Antwort: „Was ein Kaiser gesagt hat, darf nicht geändert werden." Er erlaubte den Weibern hierauf, mit ihren Männern und allen Habseligkeiten fortzuziehen.

Anmerk. Manche Historiker halten diese, durch die Volkssage fortgepflanzte Erzählung für ein historisches Mährchen. —

Der größte Schatz des Fürsten.

Unter den vielen Tugenden, welche man den Bayern zuschreibt, behauptet gewiß die Liebe gegen ihre Fürsten den ersten Rang. Dieß ist auch der größte Schmuck, worauf unsere Regenten stolz seyn können, denn er übertrifft alle übrigen Schätze und Reichthümer. Hievon hier einen kleinen Beweis.

Zur Zeit als Herzog Stephan von Ingolstadt bei seinem Schwager Galeaz Viskonti zu Mailand

sich aufhielt, und ihm dieser alle seine Kostbarkeiten und Reichthümer zeigte, sagte Stephan:

„Zwar mangelt es mir an solchen Schätzen, „jedoch habe ich einen weit größern an meinen „Unterthanen, und der ist, daß ich mich getraue, „auch bei der größten Gefahr, in dem Schooße ei„nes jeden meiner Unterthanen sicher zu ruhen.

Graf Babo von Abensberg.

Kaiser Heinrich II., genannt der Heilige, erließ im Jahre 1015 aus seiner Hofhaltung Regensburg ein Aufgeboth an Bayerns Edle, sich zu einer grossen Jagd unter Begleitung eines einzigen Dieners einzufinden. Graf Babo von Abensberg hatte mit seinen zwei Gemahlinen Judith und Irmengard zwei und dreißig Söhne und acht Töchter erzeugt, die er alle beim Leben erhielt und sorgsam erzog. Diese herrlichen Sprossen eines edlen Stammes wuchsen heran, und der Vater sann auf Gelegenheit, seine zahlreiche Nachkommenschaft zur Versorgung zu bringen, und sie der kaiserlichen Huld zu empfehlen, auf die er sicher rechnen konnte; denn er war aus dem edelsten bayerischen Geschlechte, Obersthofmeister der Kaiserin Kunigunde, Statthalter von Regensburg, und angesehen im ganzen Reiche. Erwünschter konnte ihm nichts seyn, als die Vorladung des Kaisers. Er rüstete seine Söhne standesgemäß nach dem gegebenen Befehle, und

zog mit ihnen an Heinrichs Hoflager. Unwillig über dieß vermeintlich zahlreiche Gefolg, tadelte der Monarch den Grafen als einen frechen Uebertreter seiner Befehle. Aber Babo näherte sich mit gewohnter Ehrfurcht dem kaiserlichen Throne, und sprach: „Gnädigster Kaiser! Euere Befehle sind mir heilig, diese alle, (dabei zeigte er auf seine Söhne) sind Euere Diener, meine Söhne: ich habe sie mit größter Sorgfalt erzogen, und gebe sie Euch zu Eigne, daß sie im Frieden Eure Zierde, und im Kriege Euer Schutz seyn mögen; ich weiß, sie werden Euer würdig, und dem Staate nützlich seyn."

In der freudigsten Rührung rief sie der Kaiser namentlich zu sich, umarmte und küßte sie, nannte sie seine Söhne, behielt sie an seinem Hofe, und bedachte sie reichlich mit Besitzungen und Gütern.

Frauenlist.

Herzog Ludwig I. von Bayern, Sohn des Herzog Otto des Großen, besuchte nicht selten von Landau aus, wo er öfter im Jahre verweilte, die junge Wittwe des Grafen von Bogen. Er war angezogen sowohl durch die Sittsamkeit der schönen Gräfin, als auch durch den Verein aller Tugenden, die ein weibliches Wesen schmücken. Das stille Feuer der Liebe loderte bald in leidenschaftliche Flamme auf, und er verschwendete alle Eingebungen eines glühenden Herzens, auf verbothene Weise das Ziel sei-

ner heißesten Wünsche zu erreichen; sie verweigerte ihm aber standhaft mit besonnener Bescheidenheit jeden Genuß verbothener Liebe, ob sie ihm gleich mit ganzer Seele zugethan war.

Einmal schien sie überwältigt von seiner schmeichelnden Zudringlichkeit, und bestimmte ihm einen Tag, an dem sie nicht widerstreben wollte. In der Zwischenzeit ließ sie auf die Leinwand, welche vor ihrer Bettstelle aufgezogen war, drei Ritter, so schön als möglich malen, am bestimmten Tage aber stellte sie hinter die gemalten Ritter drei ihr ergebne edle Männer. Der Herzog erschien, schwebend in Freude, und drang mit freudigem Ungestüm auf die Erfüllung des gegebenen Versprechens. „Wenn ihr mir, entgegnete Ludmilla mit schamhafter Röthe übergossen, bei dem Zeugnisse dieser drei Männer schwört, und deutete auf die leinwandenen Ritter, daß ihr mich von jetzt an als eure Frau erkennen wollt, — so will ich eure Wünsche gewähren."

Ludwig versprach's ohne Bedenken, und herab rauschte die Leinwand. Die Zeugen standen vor dem Gesichte. Dieß nahm der Herzog so übel, daß er eilig Bogen verließ, aber über ein Jahr kam er wieder, und reichte Ludmillen auch die Hand, weil sein Herz bald nach den ersten Brausestunden wieder zu ihr zurück gekehrt war.

Beispiele von bayerischer Tapferkeit.

Als Herzog Heinrich von Bayern, genannt Jasomirgott gegen die Ungarn, die mit einer auserlesenen Armee von 70,000 Mann ankamen, zu Felde zog, und das Heer nur in der Ferne erblickte, hörte er nicht mehr den Rath seiner Feldherrn, sondern im Vertrauen auf seine Kraft, und auf die Tapferkeit seiner Leute, schwang er sich auf sein Pferd, und jagte im vollen Laufe gegen den Feind. Die Ritter, welche ihn nicht verlassen wollten, folgten ihm, und endlich lief auch das Fußvolk und die gesammte bayerische Armee ohne alle Anführung und Ordnung nach. — Anfangs wurden die Ungarn sehr bestürzt, und da, wo der Herzog eingedrungen war, fingen sie an, auseinander zu reissen; aber der ungarische König bemerkte die Unordnung des bayerischen Heeres, und schloß es mit seiner Armee auf allen Seiten ein. Siebentausend Bayern blieben hier auf dem Platze, die übrigen arbeiteten sich noch kümmerlich durch.

Ein Beispiel von Treue und Ergebenheit.

Herzog Heinrich, genannt der Stolze, von Bayern war mit dem Grafen Otto von Wolfrazhausen in einer Fehde begriffen, und befand sich mit einer mäßigen Anzahl von Leuten in der Gegend, wo hernach die heutige Hauptstadt München erbaut wurde,

als er die Nachricht erhielt, daß Graf Otto mit einer überlegenen Macht in Anzug sey. In dieser Verlegenheit bath ein gemeiner Reiter den Herzog, mit ihm das Kleid zu wechseln und das herzogliche Pferd zu überlassen, welches an seiner prächtigen Rüstung kennbar war.

Der Herzog bewilligte es, und sie hatten die Pferde kaum gewechselt, als der Graf mit seinen Haufen heransprengte, und den vermeintlichen Herzog mit eigner Lanze durchrannte, indeß der Herzog sich in Sicherheit setzte.

Graf Eckbert zu Fornbach und Neuburg am Inn.

Bei dem teutschen Heere, mit welchem Kaiser Friedrich I. Mailand belagerte, befand sich auch nebst andern teuschen Edlen Graf Eckbert von Neuburg am Inn aus Bayern. Dieser junge Held nahm sich vor, durch eine besondere kühne That sich auszuzeichnen. Er beredete viele Adeliche und Gemeine, an der Zahl beinahe Tausend, ohne Vorwissen des Kaisers einen Angriff auf die Stadt zu machen.

Sie waren bereits an die Stadtthore gekommen, als die Mailänder entgegen rückten. Man stritt anfangs mit Lanzen, zog aber bald das Schwert.

Nunmehr konnte wegen des aufsteigenden Staubes keiner den andern erkennen, keiner die Stimme des

andern unterscheiden. Keiner konnte vor, noch hinter sich, sondern wo er war, mußte er siegen oder fallen. Die Mailänder verstärkten sich mit jedem Augenblicke, und die teutsche Kühnheit mußte der Menge weichen.

Während des Rückzuges erblickte Eckbert einen der Seinigen, wie er eben vom Pferde stürzte, und in diesem Augenblicke sprengte er gegen seine Feinde an, befreite ihn, und hieb mit solcher Hitze auf die Mailänder los, daß diese mit Schrecken bis an die Festungswerke zurückwichen. Er verfolgte sie; aber als der Feind sich wieder faßte, strömten alle auf ihn los, wobei es einem gelang, ihm einen Lanzenstoß beizubringen, der ihn zu Boden streckte.

Man rieß ihm die Sturmhaube und den Panzer vom Leibe, und hieb ihm, im Angesichte der Seinigen, die ihn nicht mehr retten konnten, den Kopf ab.

Er war der Letzte seines Geschlechtes, und mit ihm endete der Stamm der Grafen von Neuburg.

Auch am Feinde ist die Tugend schätzenswerth.

Als im Jahre 1309 Otto der regierende Herzog von Niederbayern und König von Ungarn die Veste Neuburg am Inn mit seinen Truppen überfiel, und sie zur kalten Winterszeit 19 Wochen lang belagerte, fand er an den Einwohnern von Neuburg großen Widerstand. Endlich wurden durch die Her-

stellung einer Brücke die feindlichen Vorposten aus ihrer Verschanzung verjagt, die Veste erstiegen, abgebrannt und zerstört. Da die unglücklichen Einwohner sahen, daß alles verloren sey, flüchtete sich ein großer Theil derselben dem Innstrom zu, und wollten sich nebst ihren Familien auf ein Schiff setzen. Schon waren sie vom Lande abgestoßen, als bayerische Soldaten sie überfielen, um an ihnen Rache wegen des hartnäckigen Widerstandes zu üben.

In dieser schrecklichen Angst wurden sie den Herzog gewahr, der eben herbeiritt. Sie streckten ihre Hände gegen ihn aus, und bathen ihn um ihr Leben.

Otto drängte sich durch den dicken Haufen, und befahl seinen Kriegern, die schon auf die Unglücklichen einhauen wollten, Ruhe und Schonung. Er betrachtete die ihren Fürsten treuen Einwohner mit einem besondern Wohlgefallen, und indem er sie frei und unbeschädigt entließ, sagte er zu den Seinigen: „Ich ehre auch an meinen Feinden die Tapferkeit."

Pfalzgraf Otto VIII. von Wittelsbach.

Den Pfalzgrafen Otto VIII. von Wittelsbach, einen Verwandten des Herzogs Otto VI. von Bayern, schildert die Geschichte als einen tapfern, aber zugleich außerordentlich jähzornigen, aufbrausenden Mann. Jedermann wich ihm aus, wenn er in sei-

ner Leidenschaft war. Er leistete dem Kaiser Philipp wider den Gegenkaiser Otto von Braunschweig so wichtige Dienste, daß ihm derselbe seine Tochter zur Ehe versprach. Weil er ihn aber während der Zeit, da er sich an seinem Hofe aufhielt, als einen überaus raschen und heftigen Manne kennen lernte, und sich für seine Tochter in einer Ehe nicht viel Gutes versprochen haben mochte, nahm er sein Wort zurück, und gab seine Tochter dem König von Böhmen.

Den Pfalzgrafen Otto kränkte diese wortbrüchige Handlung tief in der Seele. Jedoch, er beruhigte sich wieder, als man ihm vorschlug, um die Prinzessin des Königs von Pohlen zu werben, und verlangte vom Kaiser seiner vielen geleisteten Dienste wegen ein Empfehlungsschreiben an den König.

Kaiser Philipp hatte zu wenig Muth dem Otto als seinen treuesten Helden sein Begehren abzuschlagen, und wollte zugleich dem König von Pohlen nicht zur Verbindung seiner Tochter mit ihm gerathen haben. Er half sich also dadurch aus seiner Verlegenheit, daß er den Pfalzgrafen, der nicht lesen konnte, einen günstigen Brief vorlas, und ihm darauf mit allen äußerlichen Anstand von Gnade und Wohlwollen einen andern ungünstig geschriebenen Brief einhändigte, den er persönlich dem König überliefern sollte.

Dieser falsche Brief enthielt eine so üble Beschreibung von der Person des Otto, daß der König

von Pohlen wohl nie seine Tochter einem so niedrig geschilderten Ritter hätte geben wollen.

Unterwegs war der Brief erbrochen, und als Otto den treulosen Inhalt desselben vernahm, gerieth er in die schrecklichste Wuth. Er eilte sogleich nach Bamberg zum Kaiser zurück. Mit verstellter Freundlichkeit trat er in das Zimmer; kam aber, als er den Kaiser erblickte, wie außer sich, und machte demselben seines Betruges wegen Vorwürfe. Als der Kaiser ihm vorstellte, daß ein solches Betragen sich hier nicht schicke, erwiederte Otto mit Heftigkeit: „Wohl schickt es sich, daß ich ein Betragen, wie das Deinige, räche," und zugleich versetzte er ihm mit dem Schwerte eine Wunde in den Hals, an welcher derselbe nach wenigen Augenblicken starb.

Otto irrte unstett und flüchtig als ein Geächteter, an den Jedermann Hand anlegen konnte, eine Weile im Lande herum, bis Heinrich Kaladin von Pappenheim, des Reichs Erbmarschall, das über ihn ausgesprochene Urtheil vollzog.

Er suchte den herumirrenden geächteten Pfalzgrafen Otto überall auf, traf ihn endlich unweit Regensburg, und ermordete ihn mit vielen Wunden.

Der damalige Herzog Ludwig von Bayern verabscheute die That seines Vetters des Pfalzgrafen so sehr, daß er zur Vertilgung des Andenkens derselben die Schlößer Wittelsbach und Andechs, weil

dieser Graf als Verwandter auch am Kaisermorde Antheil hatte, schleifen ließ, und die Güter desselben einzog.

Konradin, der Enckel Otto des Erlauchten, Prinz von Hohenstaufen.

Elisabeth, Tochter des bayerischen Herzog Otto des Erlauchten, ward vermählt an den Kaiser Konrad IV., der zugleich König in Sizilien war. Nach dem Tode seines Vaters reiste dieser sogleich dahin, um sein väterliches Erbe in Besitz zu nehmen. Weil aber seine Gemahlin eben gesegneten Leibes war, ließ er sie in Landshut zurück. Sie gebahr ihm daselbst einen Sohn, welcher der letzte Sproße des berühmten hohenstaufischen Kaiser-Hauses war, und Konrad der jüngere, oder Konradin genannt wurde.

Kaiser Konrad kehrte nicht mehr zu den Seinen zurück. Er starb, wie man vermuthet, an beigebrachtem Gifte.

Elisabeth, die kaiserliche Wittwe, hielt sich seit dem Hinscheiden ihres Gatten, am Hofe ihres Bruders des Herzog Heinrich zu Landshut auf. Mit sorgsamer Pflege erzog sie ihren einzigen Sohn Konrad bis zum 16ten Jahre.

Die väterlichen Erblande Sizilien waren indeß dem rechtmäßigen Erben auf Anstiften des Pabstes entrissen, und dem Bruder des Königs von Frankreich Karl von Ajou zugetheilt.

Die meisten Unterthanen blieben aber doch dem hohenstaufischen Hause ergeben, und begehrten den Konrad vergeblich von der Mutter, um ihn mit gewaffneter Faust auf seinen våterlichen Thron zu heben; denn Karl war bei dem Volke sehr verhaßt. Dieser Umstand, dann die vielen Abgeordneten aus Italien, die Konradin die Krone anzunehmen ersuchten, und ihn ihres Beistands versicherten, bewogen den jungen, feurigen und unternehmenden Prinzen, sein wohlgegründetes Recht auf den våterlichen Thron anzusprechen, und selbst dahin zu reisen, um es in Besitz zu nehmen. — So sehr ihn auch seine Mutter, und sein Vetter Herzog Heinrich von Niederbayern die Gefahr einer solchen Unternehmung und den Wechsel des Glückes vorstellten, ihn baten und warnten, sein Vorhaben aufzugeben, so vermochten sie es doch nicht, ihn davon abzuhalten. Er dankte für den wohlgemeinten Rath, leistete aber keine Folge, sondern zog aus dem Schooße der Sicherheit und Ruhe hinweg in die fremden Lande — wohin ihn Schicksal und verblendete Ehre riefen.

Bevor er aus seinem Vaterlande zog, stiftete er noch ein Denkmal seiner Dankbarkeit gegen die Brüder seiner Mutter, und setzte dieselben im Todesfalle zu Erben seiner Güter in Teutschland ein.

Darauf trat er seine Reise mit einer Bewaffnung von tausend Reitern, und einigen tausenden Bewaffneten zu Fuß über die Alpen an.

Bis Verona begleitete ihn sein Vetter Ludwig der Strenge, Herzog von Bayern; dann nahm er von ihm den zärtlichsten Abschied. Konradin verweilte noch einige Zeit, um die geeigneten Maßregeln zu treffen. Darauf ging er in Begleitung seines Jugendgefährten, Friedrich von Baden, durch Italien. Ueberall ward er mit Freuden aufgenommen. Sizilien erhob für ihn die Fahne des Aufruhrs, und Rom schloß mit ihm ein Bündniß, nur der Pabst Clemens IV. schleuderte den Bannstrahl gegen ihn, und alle, welche mit ihm weiter vordringen würden. Als Konradin demohngeachtet vorrückte, und ihn das Volk unter Segenswünschen entgegen zog, rief der Pabst, sein Unglück ahnend, den Höflingen zu: „Ach sie führen ihn dahin, wie ein Lamm zur Schlachtbank!" — Diese Weissagung ging auch leider bald in Erfüllung.

Schon glaubte Konradin sein Erbkönigreich in Besitz nehmen zu dürfen, als ihm sein Gegner Karl von Ajou mit bewaffneter Macht entgegen rückte. Es kam zu einem Treffen, wobei der Feind mehr durch List, als durch Tapferkeit siegte. Alles ging verloren. Konradins ganzes Heer wurde aufgerieben; er selbst entrann nur mit Noth, und irrte unter einer Hirtenkleidung verborgen im Gebirge herum. Er wurde entdeckt und dem Karl von Anjou überliefert. Dieser beschloß seinen Tod. Um aber seine Mordlust mit dem Schein der Gerechtigkeit zu bemänteln, stellte er ein Gericht von

Richtern auf, von denen er voraus wußte, welches Urtheil sie fällen würden. Das Todesurtheil wurde über Konradin, den Prinzen Friedrich von Baden und noch mehrere Anhänger ausgesprochen. Beide Prinzen vernahmen ihr Loos unbetroffen beim Schachspiel. Am 29sten Oktober 1268 bestiegen sie das Blutgerüst.

Konradin erklärte noch einmal vor dem versammelten Volke seine Unschuld, und nahm den ewigen Richter im Himmel zum Zeugen derselben. Vorzüglich beunruhigte ihn in den letzten Augenblicken das Andenken seiner Mutter, die ihn so zärtlich liebte. — „Ach, wie vielen Kummer, — sagte er, indem er sich auskleidete — wird ihr die Nachricht von meinem Tode verursachen."

Dem Prinz Friedrich wurde der Kopf zuerst abgeschlagen, und dieß war ein neuer Schmerz für Konradin; er benetzte das Haupt desselben mit Thränen, und küßte es, indem er das harte Schicksal seines Freundes, der sich aus Liebe für ihn dieß Unglück zuzog, beklagte. — Darauf legte er sein Haupt auf den Todesblock. — So wie er, schieden an demselben Tage noch mehrere seiner treuen Gefährten. Während dieß vorging, kam seine Mutter in Italien an, ihn durch eine Summe Geldes von harten Umständen zu befreien; allein sie erfuhr bald, daß ihr Sohn nicht mehr lebe. Ihr Schmerz darüber war ohne Gränzen. Dennoch eilte sie nach Neapel, um wenigst seine Asche in ihre Arme zu

schließen. Sie bath den Mörder ihres Sohnes, ihm ein Denkmal von Marmor an die Stelle errichten zu dürfen, wo der Unglückliche starb. Allein auch dieses wurde ihr nicht bewilligt. Ein schmuckloser weißer Stein bezeiget jetzt noch den Ort; unfern steht eine Kapelle, die man für den Ruheplatz des unglücklichen Konradin hält. So endete mit ihm das berühmte Geschlecht der Hohenstaufer, das über hundert Jahre in Teutschland herrschte.

Kaiser Ludwig stiftet das Kloster Etal.

Die Veranlassung zu der Stiftung geben einige Schriftsteller auf folgende Art an. Als der Kaiser von seinem Rückzuge aus Italien in großer Verlegenheit wegen Mangel des Geldes sich befand, und bei sich überlegte, wie er ohne besondere Beschwerniß nach Bayern zurückkehren könnte, traf er auf einmal einen alten Mann in Mönchskleidung, Richhard mit Namen, der ihm eine Statue aus Alabaster, die Mutter Jesu vorstellend, verehrte, und sagte: Wenn er in der Gegend von Ampfering ein Kloster erbauen wollte, so würde ihm, da er jetzt an Geld und Mannschaft erschöpft wäre, alles besser von Statten gehen. Als der Kaiser erwiederte, dieser Ort sey ihm gar nicht bekannt, fuhr der Fremdling fort, er werde ihm schon bekannt werden; nur soll er ihm versprechen, seinem Rathe zu folgen. Auf die Zusage des Kaisers erschien ein

Edelmann; dieser war bereitet, dem Kaiser so viel Geld vorzustrecken, als er nur verlangte. Ludwig verlangte 100,000 fl. Diese brachte der Edelmann herbei, und noch darüber 50,000 fl. als ein Geschenk für die Kaiserin nebst andern Kostbarkeiten. Als nun der Kaiser in Bayern ankam, war seine erste Anfrage nach Ampfering. Ein derselben Gegend kundiger Förster belehrte ihn, daß dieser Ort in den bayerischen Gränzen, wo die Ammer entspringt, gegen das Tirol hinliege, in einem dicken Walde, der wegen des Räubergesindels verschrieen wäre. — Ohne Verzug ließ der Kaiser den Platz zum vorhabenden Gebäude auszeichnen, und legte den ersten Stein dazu.

Teutsche Treue.

Bei der Schlacht zu Eßlingen im Jahre 1316, die zwischen dem Kaiser Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen vorfiel, hatte der östreichische Ritter Heinrich Schweinkenrist den Ritter Stephan von Gumpenberg aus Bayern hart verwundet; und jener wollte schon den zweiten Streich führen, als es dem bayerischen Ritter gelang, das Pferd seines Gegners zu durchstossen, und sich der Person desselben zu bemächtigen.

Um ihn wider die bayerischen Soldaten zu schützen, die heftig auf ihn eindrangen, nahm Gumpenberg seinen Feind zu sich auf das Pferd,

und brachte ihn in sein Gezelt, wo er ihn sorgfältig pflegte. Bald darauf ließ er denselben frei nach Hause ziehen, und das bloß auf den Handschlag, womit sich ihm der Ritter Schweinkenrist verpflichtet hatte, daß er auf die bestimmte Zeit wieder zurückkehren, und für seine Befreiung das Lösegeld auszahlen wollte.

Schweinkenrist kam an dem bestimmten Tage richtig zurück, und bezahlte das Lösegeld.

Wilhelm Occam.

Dem Kaiser Ludwig von Bayern erschienen auf seinem Zuge nach Italien, als er vom Pabste sehr verfolgt wurde, mehrere sehr gelehrte Minoriten, die sich seiner mit Wort und That annahmen, und ihn möglichst von den päbstlichen Anmassungen zu befreien suchten.

Unter denselben machte besonders Wilhelm Occam ein geborner Engländer durch seine Schriften, die auch in Teutschland manches Licht verbreiteten, viel Aufsehen. Dieser gelehrte Mönch aus dem Orden der Barfüßer übersah an Einsicht weit seine Zeitgenossen. — Kühn trat er vor dem Kaiser, bath für sich und seine Ordensbrüder um Schutz, und versprach dagegen ihn mit der Feder zu schützen.

Mit aller Achtung nahm der Kaiser Ludwig sie auf, berief sie in seine Residenzstadt München,

räumte ihnen ein Kloster ein, und bediente sich oft ihres Rathes, den er als den Rath weiser und verständiger Männer jederzeit für entschieden annahm.

Mit Wihelm Occam erschienen zu gleicher Zeit in Bayern sein Ordensgeneral Michael Cehännas, und Bona gratia von Pergano, sehr gelehrte Männer.

Ein Brief Herzogs Wilhelm V. an seinen jüngsten Sohn Albert, der damals zu Ingolstadt studierte.

Lieber Albert!

Ich her gern, daß du in deinem Studieren so fleissig bist, und schon ein Proemium bekhommen. Die Frau Mutter wird etwas schicken, Ich aber nit, du schreibst mir den, was du gern hättst, darnach wollen wir sehen, quid expediat, besinn dich darauf. — sey gottesfürchtig, und fleißig, und studiere das kracht, und das mans bis gen München hören könde, so komst du gewiß zu großem Ruehm, und letztlich im Himmel, derwegen es der Mühe wohl werth ist, dann es daselbst gar schöne Prömia absetzt, und wenn dieß thuest, so hast du auch allhier an uns, so lange wir beyde leben, einen getreuen Vatter und Mutter ꝛc.

Datum, München 6. November 1596.

Wilhelm Herzog.

Pappenheims glückliche Errettung.

In der Schlacht am weißen Berge bei Prag wurde der bayerische General Gottfried Heinrich von Pappenheim so heftig verwundet, daß er unter den Getödteten betäubt liegen blieb, allein wiewohl er ganz unbeweglich, und ohne alle äußerliche Zeichen des Lebens war, so blieb er sich doch noch etwas seines Daseyns bewußt. Indeß war er aber so schwach, daß er es in diesem Zustande nicht vermochte, die Augen aufzuschlagen. Er wähnte im Geiste in eine andere Welt versetzt zu seyn. Im Himmel dachte er sich, befinde ich mich hier nicht, weil ich keine Freuden, aber auch nicht in der Hölle, weil ich keine Schmerzen empfinde; ich muß also fuhr er fort, bei sich zu denken, in einem dritten Orte, vielleicht im Fegfeuer mich befinden. Ich möchte doch sehen, was für eine Gesellschaft ich hier habe. In dieser Absicht strengte er sein ganzes Wesen an, und schlug die Augen auf. Dieser Anstrengung hatte er es zu danken, daß die Umstehenden noch Zeichen des Lebens an ihm verspürten. Man zog ihn unter den Getödteten hervor, verband seine Wunden mit gehöriger Sorgfalt, und rettete ihn.

List einer Churfürstin von Bayern.

Die Churfürstin Elisabeth, Gemahlin Maximilian I., war sowohl wegen ihres reifen Verstandes,

als auch ihrer weisen Herzensgüte gleich musterhaft. Sie vertrat wegen der öftern Entfernung ihres Gemahls gleichsam die Stelle eines geheimen Kanzlers, dem die Pflicht obliegt, die Geschäfte von Wichtigkeit unmittelbar in seine Aufsicht zu nehmen. Einst bemerkte sie, daß neben andern besonders einer der ansehnlichsten Räthe sich bei seinen Arbeiten recht gemächlich Zeit lasse, und daß er seine Zeit öfter an langen Tafeln, als am Arbeitstische zubringe. — Von dieser Wahrnehmung machte sie eben ihren Gemahl dem Churfürsten keine Erinnerung; aber sie schrieb ihm blos, und bath: Er möchte sich im nächsten Briefe über sie selbst recht nachdrücklich beschweren, und ihr derbe Verweise geben, als ob sie die wichtigen Geschäfte vernachläßige. Der Churfürst ließ sich um so etwas nicht zweimal bitten, und schrieb nach dem Wunsche seiner Gemahlin. Diesen Brief ließ die Churfürstin im versammelten geheimen Kriegsrath ablesen, und zugleich die Herrn ersuchen, ihr künftig solche Auspuṭze zu ersparren.

Diese List bewirkte Thätigkeit im Geschäftsgange, ohne daß Jemanden dabei geschadet wurde.

Beispiel einer edlen Denkungsart.

Als im Jahre 1632 Gustav Adolf, König der Schweden, von Franken nach Bayern rückte, und an die von Bayern besetzte anspachische Festung

Wilzburg vorüber kam, forderte er dieselbe zur Uebergabe auf. Sie hatte einen jungen Pappenheim (Vetter des berühmteu Generals) zum Kommandanten, welcher auf die Auffoderung des Königs antwortete, daß man ihm die Stadt anvertrauet habe, nicht damit er sie übergeben, sondern damit er sie vertheidigen sollte. Diese Antwort verdroß den König, der den Ort gern gehabt hätte, und im ersten Unmuth ließ er ihm zurückbedeuten, daß er, falls die Uebergabe nicht gleich geschehe, das in der Nähe gelegene pappenheimische Stammschloß abbrennen, und ganz zerstören würde. — Der junge Pappenheim gab zur Antwort, daß er dieß gleichfalls geschehen lassen müßte. Diese Festigkeit des Geistes rührte den gleich edelgesinnten Gustav Adolf; er zog vorüber ohne das Stammschloß zu berühren.

Friedrich V., Churfürst von der Pfalz.

Dieser unglückliche Fürst war ein Sohn Friedrich IV., oder wie man ihn nannte, des Aufrichtigen, Churfürsten von der Pfalz, und im Jahre 1596 zu Amberg geboren. Er war gleich seinem Vater ein Hauptbeförderer von der Vereinigung der Protestanten gegen ihre Gegner, und darum zog er sich Haß und Feindschaft zu, die in der Folge durch die Unruhen in Böhmen noch mehr vergrößert wurden. Damals hatte man den evange-

lischen Einwohnern in Böhmen freie Religionsübung zugesagt, und diese Zusage sogar noch durch eine kaiserliche Verordnung bestättigt; allein die katholische Parthei hinderte sie in ihren Religionsübungen, und da sie sich dagegen am kaiserlichen Hofe beklagten, und nicht sogleich erhört wurden, so rächten sie sich selbst, warfen zwei Herrn von der Regierung, die ihnen etwas hart begegneten, aus den Fenstern des Schloßes hinab, und weigerten sich, dem damaligen neuen Kaiser Ferdinand als ihren König zu erkennen. Hierauf wählten sie Friedrich V. zu ihren König, und dieser nahm die ihm angebotene böhmische Krone auf beständiges Zurathen einiger von seinen Räthen, und wie man glaubt, auch auf dringendes Zurathen seiner Gemahlin, welche eine königliche Prinzessin von England war, an, ob ihm gleich viele Fürsten des Reichs, und auch der König von England diesen Schritt zu thun widerriethen. Selbst sein Vetter Churfürst Max I. von Bayern mißrieth ihm, dem Rufe der Böhmen zu folgen.

„Herr Vetter! (schrieb er ihm) nehmen Sie „die angetragene Krone nicht an, denn wenn man „einen solchen Frevel dem Volke gestattet, so wirkt „das einmal gegebene Beispiel nur zu sehr, und kei„nem Fürsten ruht Krone oder Hut mehr sicher auf „dem Haupte. Von Gott ist die Fürstenmacht, und „Gott nur, nicht das Volk, kann sie geben oder neh„men. — So wie die Böhmen ihrem rechtmäßigen

„Herrn jetzt untreu sind, wirds auch Ihnen noch „vergolten. — Ist diese Warnung fruchtlos, und „gehen Sie nach Prag, um König dort zu werden, „so bin ich — so unlieb mirs auch ist — der erste, „der gegen Sie zu Felde zieht."

Allein Friedrich folgte dieser Warnung nicht. Er ernannte den Pfalzgrafen von Zweibrücken zu seinem Statthalter, und zog nach Böhmen, wo er gekrönt, und sein ältester Prinz zu seinem Nachfolger ernannt wurde.

Anstatt daß nun Friedrich auf eine gute Kriegsverfassung hätte bedacht seyn sollen, da er vernünftiger Weise vermuthen konnte, man würde am kaiserlichen Hofe nicht gleichgültig bleiben; so verdarb er die Zeit mit unnöthigen und kostbaren Reisen, um hie und da die Huldigung zu empfangen, und machte sich auch dadurch bei den Böhmen verhaßt, daß er zu unvorsichtig und schnell in den Kirchen alle Bilder abschaffte.

Endlich wurde er auf allen Seiten angegriffen. Die Spanier fielen in der Pfalz ein, der Churfürst von Sachsen bemächtigte sich der Lausnitz, die kaiserlichen und bayerischen Truppen aber kamen nach Böhmen. Es kam sodann auf dem sogenannten weissen Berge zum Treffen, und die Böhmen wurden so geschlagen, daß sie in eine gänzliche Zerstreuung geriethen. Friedrich saß eben an der Tafel, als die überraschende Nachricht ihm hinterbracht wurde, daß sein Heer bereits gänzlich besiegt sey. Von dem

Walle aus sah er selbst sein Unglück bevor. Schaaren von Flüchtlingen drängten sich verfolgt von dem katholischen Heere, das sich der Stadt näherte, in die Mauern von Prag.

Als die Stadt hierauf von dem Feinde aufgefodert wurde, begehrte Friedrich vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit, und da ihm nur achte bewilliget wurden, so floh er mit seiner Gemahlin, Kindern und einigen, die ihm besonders anhiengen, nach Breslau, worauf ganz Böhmen bis auf einige wenige Orte verloren ging. Von Breslau wanderte der unglückliche Friedrich, der sich durch den Schimmer der Krone hatte verblenden lassen, nach Berlin, und von da im Anfange des Jahres 1621 nach Holland, wo ihm die Generalstaaten eine Summe zu seinem Unterhalte reichten. Eben damals erging die Achtserklärung wider ihn. Man nahm ihm sein Churfürstenthum und gab es seinem Vetter, dem Herzog Maximilian von Bayern. Man suchte nachher öfter eine Aussöhnung zwischen Friedrich V. und dem Kaiser Ferdinand zu Stande zu bringen, aber vergebens. Als Gustav Adolf, König von Schweden, mit seinem Heere nach Teutschland kam, nahm er sich thätig des vertriebenen Friedrichs an, er hätte ihn auch sicher zu seinem Eigenthume verholfen, wenn nicht der junge Held in der Schlacht bei Lützen sein Leben verloren hätte.

Friedrich grämte sich über diesen schnellen Tod seines treuesten Freundes so sehr, daß er ihm auch

schon nach einigen Monaten folgte. Er starb zu Mainz am 19. November 1632.

Diese Unruhen in Böhmen waren der Anfang zu einem schrecklichen Kriege, unter dessen Drangsalen unser teutsches Vaterland dreißig lange Jahre gelitten und geblutet hat.

Vorher fing die Aufklärung an sich zu verbreiten, und während dieser Zeit sank alles in die vorige Barbarei zurück. Uebel verstandener Religions-Eifer vertrat die Stelle der Billigkeit und Rechte, bis endlich die erbitterten Gemüther versöhnt, und der lang gewünschte Friede hergestellt wurde.

Peter Anton Graf von Arko.

Als Churfürst Maximilian Emanuel im spanischen Erbfolgskrieg mit 11,000 Bayern nach Tirol zog, um die in Italien befindlichen allirten Truppen an sich zu bringen, konnte er seine Absicht vorzüglich deßhalb nicht erreichen, weil die an den französischen General abgesandten Bothen von den Tirolern aufgefangen und umgebracht wurden. Er sah sein schönes Vorhaben scheitern, indem mehrere tausend Bauern wieder ihn aufstanden, sein Heer in den engen Päßen und Klüften von den Gebirgen herab überfielen und mordeten. Er fand sich daher genöthigt, mit dem Verlust mehrerer tausend Soldaten Tirol wieder zu verlassen.

Durch einen schnellen, aber sehr erschwerten

Rückzug seiner Bayer, rettete er noch einige. Sein eignes Leben aber war hiebei in größter Gefahr. Auf dem Rückzuge begleitete ihn der unvergeßliche Anton Peter Graf von Arko, der aus Edelmuth, um seinen Fürsten den verfolgenden Feinden weniger kennbar zu machen, zu seiner Rechten ritt. Als beide bei der sogenannten Martinswand ankamen, geschah vom Felsen herab ein Schuß, und die Kugel, welche dem Churfürsten vermeint war, traf den edlen Grafen, der an seiner Seite todt vom Pferde stürzte.

Antwort eines Bayers.

Als im bayerischen Kriege im Jahre 1703 bei Dietfurt an der Laber zwischen den Bayern und Oestreichern ein mörderisches Gemetzel vorfiel, und von beiden Seiten so heftig gefochten wurde, bis mehr als die Hälfte Leichen waren, da ergaben sich auch einige bayerische Krieger, als sie sich von feindlichen Truppen übermannt sahen. Zornig fuhr der Markgraf von Ansbach, der östreichische Feldherr, einen der gefangenen bayerischen Hauptleute an: Wie untersteht ihr euch, wider kaiserliche Majestät zu dienen?

Der Gefangene erwiederte mit edlem Trotze: „Bin ich des Kaisers Unterthan! der Churfürst ist mein Herr, dem danke ich meine Ehre. Ich bin ein Bayer."

Kluge Antwort.

Als in dem spanischen Erbfolgskriege in der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt, wobei Maximilian Emanuel den größten Theil seiner Truppen verlor, unter andern ein bayerischer Soldat von den Feinden gefangen wurde, sagte Marlborough, der ihn während der Schlacht mit Heldenmuth streiten sah, zu demselben: »Freund! wenn dein Herr mehrere solche wackere Soldaten hätte, wie du bist, so würde er unüberwindlich seyn." »Ach, antwortete der brave Soldat, das, was meinem Herrn mangelt, sind nicht solche Soldaten, wie ich bin, sondern es sind solche Generäle, wie Sie sind.

(Bekanntlich war durch die Fahrlässigkeit des französischen Marschalls Tyrene die Schlacht verloren.)

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Tappel
Forster 129
Schalliner ~ p. 140

inner.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mauerer, Wolfgang

Biographien denkwürdiger Männer aus Bayern bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts nebst den merkwürdigsten Ereignissen aus der Geschichte Bayerns durch alle Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung

Paßau und Regensburg 1828

Bavar. 1772 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10376412-4